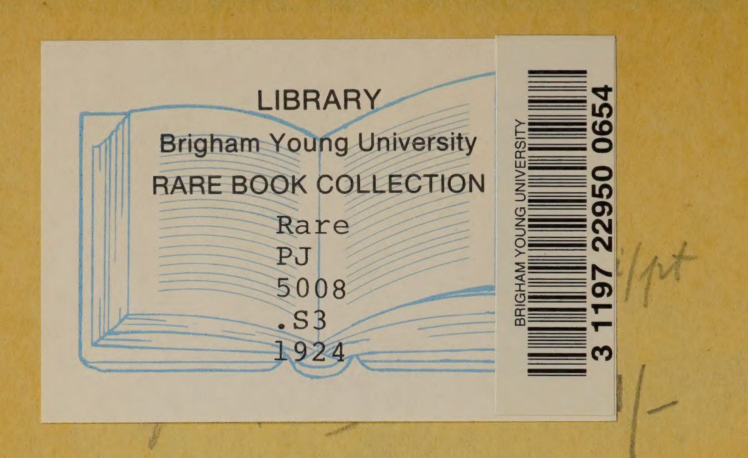
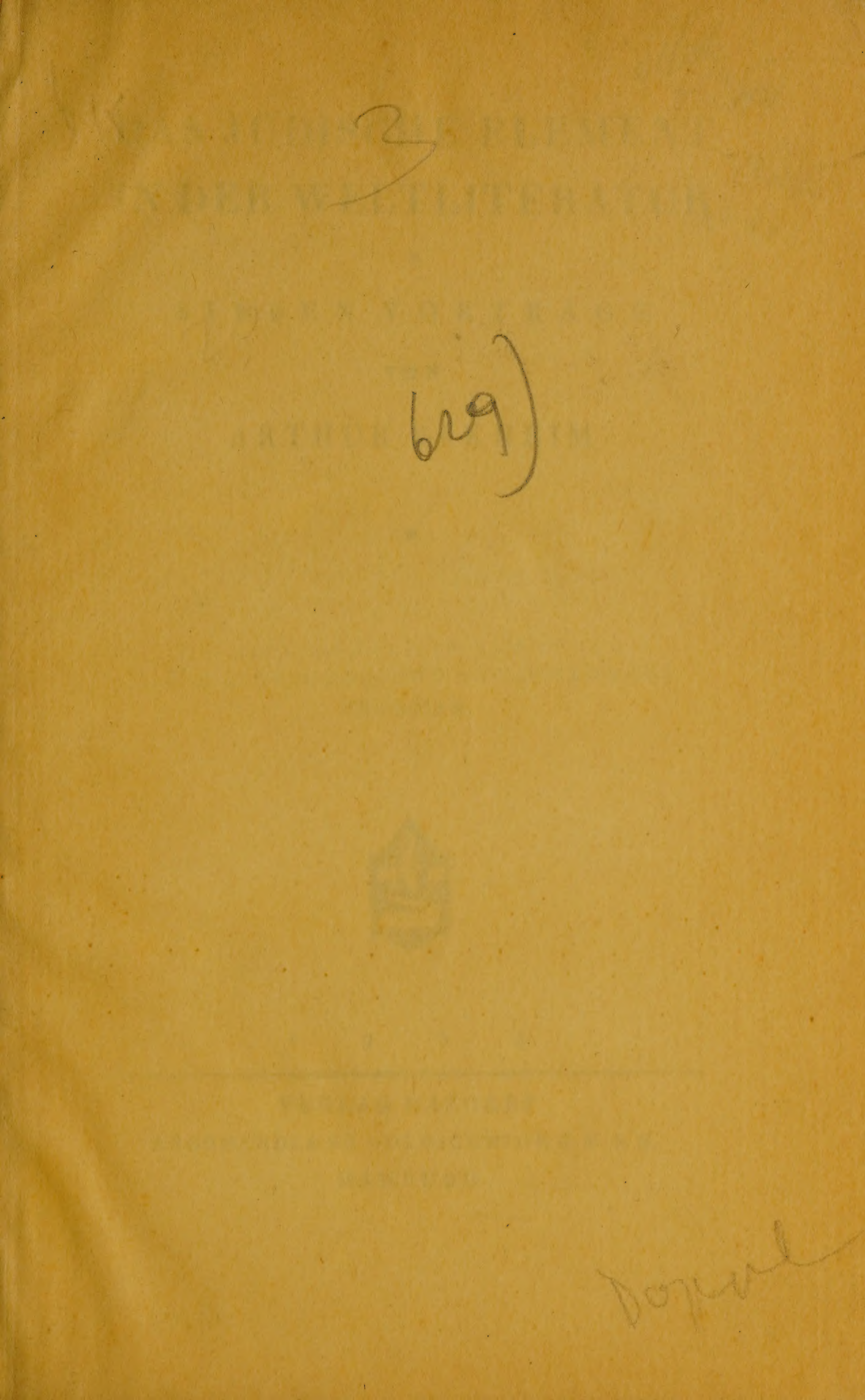
Arthur Sakheim

# Das Jüdische Element in der Weltliteratur.


LIBRARY
Brigham Young University
RARE BOOK COLLECTION
Rare
PJ
5008
.S3
1924
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22950 0654



# DAS JÜDISCHE ELEMENT IN DER WELTLITERATUR

*

SIEBEN VORTRÄGE

VON

ARTHUR SAKHEIM

*

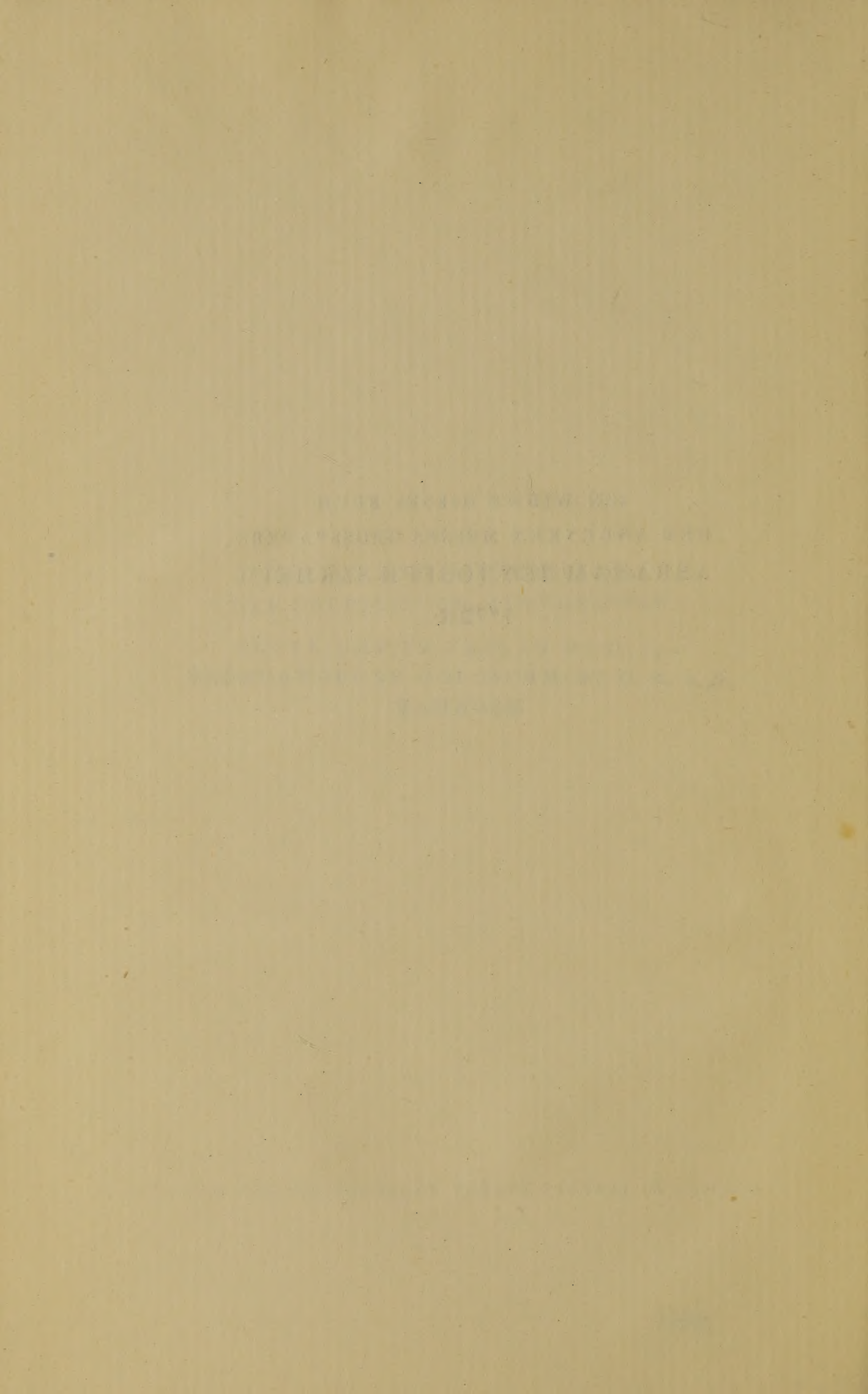


1 9 2 4

VERLAG HAZOREF
BUCHHANDLUNG GOLDSCHMIDT, G. M. B. H.
HAMBURG

DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

ICH WIDME DIESES BUCH
DEM ANDENKEN MEINES GROSSVATERS
ABRAHAM BEN JOSEPH SAKHEIM
אבי״ז



# VORWORT

Es sind mancherlei weiteinschneidende Kräfte; aber es ist eine lebendige, reale Einheit. Man preist sie, man verwünscht sie, — die grenzenlose Sehnsucht, die holde Botschaft, die mächtige, auflodernde Flamme, die Schalhewet Jah. Dies ist das rätselhafte Wort: es klingt wie mit brennenden Feuerbuchstaben aufgezeichnet. Schalhewet Jah — heißt das jüdische Element, und man kann das Wort nur ungenau übersetzen. Ungeahnte Regungen wohnen darin, Leidenschaft, Orient, übersinnlicher Enthusiasmus, zehrende Sehnsucht, unaufhörlicher, martervoller Wirbel und paradiesische, himmlische Ruhe.

Ganz klein gerechnet, gibt es nicht, wie noch Lessings weiser Nathan gemeint hat, drei Ringe der Verwirrung und der überirdischen Begeisterung, sondern sieben. Lessing mißt die absoluten Werte des Judentums, des Christentums und des Islam aneinander. Aber hinzukommen als selbstherrliche Nebenbuhler Zoroasterglaube, Brahmanismus, Buddhismus, und die Religion des Tao. Der jüdische Gott, der Ewige, der monotheistische Herr der Thora und des Talmud, der unendliche, alles durchdringende, pantheistische der Kabbala, die christliche Dreifaltigkeit, der Allah des Islam, das Brahman der Hindupriester, der Ahuramazda Altpersiens, Buddhas Nirwana, Laotses Tao: — das ist eben alles Gott.

Um 2000 v. Chr. erwacht der streng monotheistische, altisraelitische Schaddai- oder JHVH-Kult; der natürliche Plural Elohim wird zu einem mystisch triumphierenden

Singular. Und um die gleiche Zeit entsteht die ebenfalls schlichte und schöne indische Religion der Veden.

Man könnte von einem brahmanischen, buddhistischen, zoroastrischen, christlichen, islamischen Element in der Weltliteratur sprechen. Aber Schalhewet Jah — Luther sagt: „Eine Flamme des Herrn" und trifft damit einen Bruchteil der Bedeutung — das ist noch viel mehr als Eros und mannigfaltiger noch als Religion. Diese Flamme des Herrn ließ aus dem Tohuwabohu Licht werden, regierte am Sinai und im Tempel Salomonis. Und lebt in tausend Hieroglyphen der ewigen Liebe, das Ein und das All, Eckstein im Weltbild der Dichter und Denker. Aber sie ist auch mit unablässiger magnetischer Gewalt, und halbwegs unabhängig von der Flut wechselnder Gedanken und Überzeugungen, an die ewig strömende Produktivität, die schöpferischen Pfade, an die besondere Würde, die mannigfaltige Wirklichkeit der jüdischen Gemeinschaft, der uralten jüdischen Nation gebunden.

Dabei ist es völlig gleichgültig, ob man an Abraham, Isaak und Jakob, die Genossen Gottes und seiner Erzengel, und an die Sinaitische Gesetzgebung glaubt; oder an eine stufenweise Entwicklung von Babylonien, Ägypten, Syrien und Arabien, kommender Stämme, die sich auf die eine oder andere Art zu gemeinschaftlichem Kultus und gemeinsamer Kultur konsolidiert hatten. Hebräer, Israeliten, Juden heißen die drei Entwicklungsstufen. Aber der jüdische Geist zeltete schon in den Vätern des Volkes der Schrift, in der Jugendgeschichte des Hebräertums und Israelitentums, in den Eroberern Kanaans und in der Epoche der Richter, wo nicht in den geheimnisvollen, gefürchteten Chabiri. Und er wohnt erst recht in der Periode des zweiten Tempels. Und lebt, als dunkle Ahnung, als Rütteln an den Toren der Erkenntnis — gelegentlich betäubt und eingeschläfert, aber immer wieder erwachend —, als endloser Zorn, unausgeweintes Leid, märchenhafte Fieberblume und auch als lachendes Wohlbehagen in jenem nicht mehr my-

thischen Judentum, das tragisches Geschick in die Mißhelligkeiten, in die Unbefriedigung, in die rauschenden, tosenden Wetter des Galut stieß.

Unwiderstehlich hierhin und dorthin gehetzt, trugen die Juden — in all ihrer Freudlosigkeit — die Himmelsleiter zu Gott mit sich, und glaubten — trunken von gemeinsamer Begeisterung — an das Buch, an das Wort. In aller Melancholie, Mutlosigkeit, Verzweiflung, bewahrten sie die phantastische Beziehung zur eigenen Vergangenheit und das heroische Gefühl des eigenen inneren Werdens. Den bunten Erdentraum der Zukunft. Keineswegs knüpfte man allezeit an die morgenrote, weltmessianische Propaganda des Jesaias an und sog schöne Harmonie aus der allmählichen (sehr allmählichen) Entwicklung der streitbaren Abendländer zum ethischen Ideal Israels. Man hielt sich mitnichten durch all die bluttriefenden Jahrhunderte unentwegt für eine Schule der Erhabenheit. Aber doch wußte man zumeist, daß Adel verpflichtet: vor dem Antlitz der unadaptierten Moral, auch vor dem Gericht der Ästhetik.

Aber man glaubte an die Eingebung und Entflammung, an die rasende Tanzlust des Geistes, die vulkanischen Ausbrüche des Prophetenblutes, an die gottverzauberte Landschaft der eigenen Phantasie. An den ewig bewegten Strom, dessen Melodie keinen Augenblick schweigt. So geschah es denn, daß kräftiges Schaffen in Israel nie völlig aufhörte. Wie alles Lebendige, Ungestüme, Schöpferische, Rastlose, Nichtsaturierte dachte die Judenheit zunächst egozentrisch; aber egozentrisch nicht wie ein Streber und Emporkömmling, sondern wie ein Liebling Gottes . . .

Dieses Buch ist nicht um der Kenntnisse willen entstanden, sondern als ein Bekenntnis. Bekenntnis zur reinen Flamme: zum antik, mittelalterlich und modern gestimmten, fanatischen, gegeißelten, aber nie erdrosselten, atmenden, blutwarmen Genius meines Volkes. Meines alten und titanischen, ewig jungen Volkes, das, ein Patriarch und ein Vagabund auf Erden, höchste Höhen und tiefste Tiefen

kennt, und — seit den Zeiten des Mannes aus Ur-Chaldäa — nie den Zusammenhang mit den himmlischen Sphären verlor. Ohne Überhebung, aber auch ohne Selbsterniedrigung gesprochen: Es ist das Volk, das seiner eigenen Unverwischbarkeit und Unverwechselbarkeit, der Welt und der Weltliteratur alles in allem nicht weniger geschenkt hat als Inder, Griechen oder irgendeins der begabtesten Völker Europas. Und es war ursprünglich ein kleines Volk; aber die Schalhewet Jah wohnte in seiner Mitte, zu einer Zeit, da die Väter jüngerer Nationen noch auf den Bäumen saßen. Und dann überschritt es seine Grenzen und trug sein unausrottbares Genie in fremde Länder. Und es ist das Israel des Moses, der Propheten und Psalmisten, des Talmud und der Kabbala, Gabirols, Jehuda Halevis, des Maimonides und Spinozas, Heines, Bialiks und der kommenden Meister und Seher. Und Christentum, Islam und Sozialismus wären ohne dieses Volkes Sitten, Ideale und Gottesreich nicht entstanden.

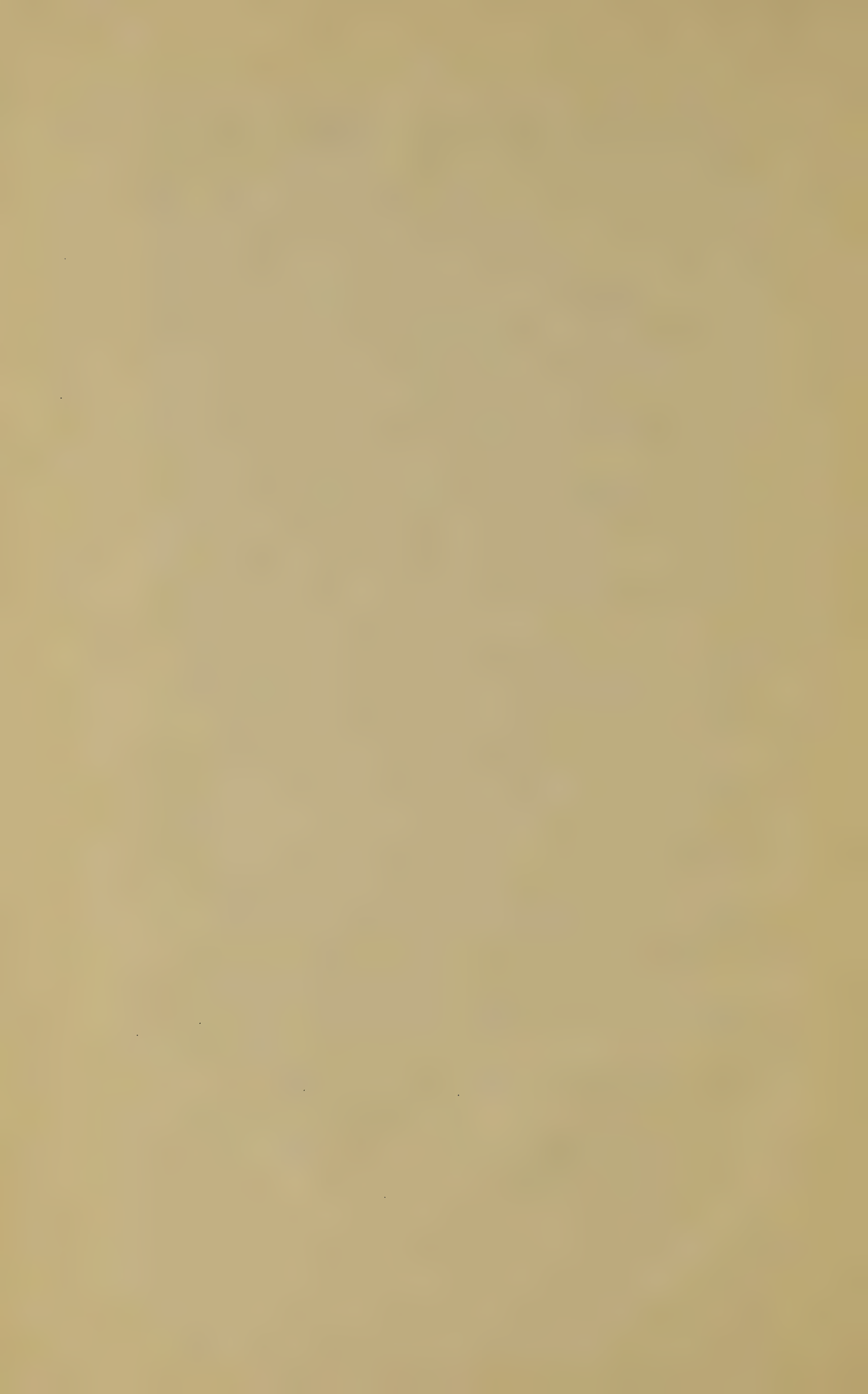
Aber um der Weltliteratur willen vergaß der Jude nie die ausschließlich zu seinem Wesen gehörigen Wege. Es hat sephardische, palästinensische, litauische, polnische Rabbinen gegeben, die — in ihrer abstrakten Trunkenheit, zwischen Bewußtsein und Unbewußtem — philosophisch, edelphilologisch, als poetische Gestalter und Träumer — mehr und Unbedingteres leisteten, denn mancher ruhmreich mitspielende Protagonist der europäischen Geistesgeschichte. Was jemals meinem Herzen auf die eine oder andere Art Strudel, Gefühl, Stachel, Süßigkeit, Leckerbissen, Brandfackel, Schmetterling, Dämon und Seraph war, habe ich herangezogen. Aber einige gibt es: ... die Heroen, die Unvergleichlichen, die Unvergeßlichen. Unvergeßlich sind sie wie Jerusalem. —

Ich bekenne mich zu meinem Blut...

Hamburg, im Mai 1924.

Arthur Sakheim

# ERSTER VORTRAG



Das Judentum tritt als schöpferisches und befruchtendes Element in die Weltliteratur zunächst und vor allem durch seine unvergleichlich gewaltige Großklassik, durch Bibel und Talmud. Des ferneren durch die weit um sich greifende Umwälzung, die Christentum und Islam in der Seele und im Geist der heidnischen Völker des Morgenlandes und Europas hervorgerufen haben. Denn auch das Neue Testament und sogar der Koran sind literarische Ableger jüdischer Ideen und Formen. Nicht zuletzt aber beeindruckt die jüdische Mystik — apokalyptisches Schrifttum und kabbalistische Universalgattung — Vergangenheit und Gegenwart, die großen Vorgänge und das stille Weben der Weltliteratur. Von zahlreichen in jüdischer und in unabsehbar fremden Literaturen verwurzelten Juden und den von diesen ausgehenden persönlich gefärbten Strömungen keineswegs zu schweigen. Ausgeweitet, ohne feste Grenzen ist das Gebiet. Ein Meer tut sich vor unseren Augen auf.

Die exoterische und die esoterische Thora ist fürs erste eine streng rein gehaltene, spezifisch jüdische Angelegenheit. Unsere einzigen und urtümlichen Propheten und Psalmisten, der ganze Komplex und die Einzelorganismen unserer kühn umrissenen und prächtigen kanonischen Bücher, mitsamt auch der Grandezza des talmudischen und midraschitischen Schrifttums, sind titanenhafter Wesensausdruck des kleinen jüdischen Volkes. Sie wissen aber doch, daß vieles davon im Laufe der Zeiten in das reflek-

tierende Bewußtsein oder in das unmittelbare Unterbewußtsein der halben Menschheit überging.

Bei der vertrauten und energischen Berührung der jüdischen mit der hellenistischen Kultur ergab es sich, daß Juden — unter den vorgefundenen Lebensbedingungen dem Judentum mehr oder weniger nah, mehr oder minder entfremdet — Griechisch schrieben. Der mit tausend Banden an die Scholle Pindars und des Sophokles gekettete hellenische Geist hat sich im Orient kräftig zentrifugal modifiziert. Spuren des Hellenismus finden sich ja schon im grandiosen Buch Kohelet: stoische und epikuräische Grundsätze, auch heraklitische Weisheit. Was den Kohelet nicht hindert, fest eingedämmt und mit ganzer Geltung jüdisch zu sein.

Die hellenistisch-jüdischen Schriftsteller breiteten Schätze des jüdischen Geistes vor einem internationalen Publikum aus und trachteten viel und oftmals danach, das Judentum in den Augen der Heiden zu glorifizieren. Phantasievolle Geschichtschreiber, Verfasser historischer Romane, wie Aristeas, Eupolemos, Artapanus, rechneten auf Teilnahme und Verständnis in nichtjüdischen Kreisen. Nicht nur Josephus, der Historiker, der Livius und Tacitus des jüdischen Krieges, benutzt zu solchem Zweck verlorengegangene Werke und mündliche Überlieferung. Man hat bei diesen Apologien und Propagandaschriften den Eindruck: Das Judentum will aus seiner orientalischen Abgeschiedenheit heraus. Die geistige Regsamkeit gerät in freie Bewegung. Der geniale alexandrinische Philosoph und Mystiker Philo sucht jüdische Theologie mit den Lehren des Platonismus und Stoizismus zu synthetisieren; vielmehr liest er Plato und Angelpunkte der Stoa, mittels mannigfach allegorischer Deutung, aus den Urlichtgluten und aus der sittlichen Weltanschauung der Thora heraus. Seine Verschmelzung von Ideen- und Engellehre gipfelt in der hochgespannten Ausgestaltung des Logos als eines *ein* geborenen, übrigens rein geistigen Mittelwesens

zwischen Gott und der Welt. Seinerseits versucht der Peripatetiker Aristobulos eine seltsame Annäherung des Judentums an die griechische Philosophie. Unter Berufung auf gewisse orphische Gedichte behauptet er schlankweg, die ruhmreichen Philosophen und Poeten von Hellas hätten unsere heiligen Schriften benutzt. Ein anderer Alexandriner, Ezekielos, dramatisierte markige biblische Episoden, Israels Urzeit in wohlklingenden griechischen Versen: so einen „Auszug aus Ägypten", und verfolgte dabei die Absicht, durch das Höchste und Beste, das — vermutlich jüdische — Publikum vom Getümmel der heidnischen Szene abzuziehen. Formal und im Dienste schwebender Aufklärungsideen ist Ezekielos ein lebenskräftiger Jünger des Euripides.

Die labyrinthische Sphäre der Weltliteratur betritt aber das Judentum mit dem Standardwork der Septuaginta, der großen griechischen Bibelübersetzung. Die Notwendigkeit, Ziel und Aufgabe einer solchen Übertragung müssen damals in der Luft gelegen haben. Ein großer Teil der Judenheit lebte außerhalb Palästinas, mitten im Sturm und Strom der alexandrinisch-griechischen Kultur. Im übrigen hat es daneben — vorher und nachher — Bibelübertragungen in dem Hebräischen stammverwandte Sprachen und Dialekte, ins Aramäische, ins Samaritanische, gegeben. Ich erinnere an die unvergeßlichste, an den Targum Onkelos. Ja, Teile und ewige Worte der Bibel — Daniel, Esra — waren aramäisch geschrieben. Oder wenn ursprünglich hebräisch gestaltet, sind sie uns nur noch in halb fremdem Gewande erhalten. Denn ein Stück jüdischer Tragödie liegt darin, daß die Auflösung und Zersplitterung schon damals einen hohen Grad erreicht hatte, und das Hebräische dem platten Amhaarez nicht durchweg verständlich oder gar geläufig war. So daß der Meturgeman, der öffentliche Übersetzer aus der heiligen Sprache, viel zu tun fand. Unsere Talmudisten, denen die Symphonie des Weltlaufs noch über brüderliche Gleichheit ging, sahen solches Über-

setzertum vielfach als ein tappendes Profanieren an. Man verglich sogar solch eine vielleicht an sich gutwillige Übertragung heiligen Textes ins Griechische keineswegs mit dem anbrechenden Morgenrot, sondern mit der veritablen Anbetung des Goldenen Kalbes. — Dennoch mußte die Septuaginta geschaffen werden. Zu sehr beschäftigten die schlummernden Kräfte, die zauberische Gewalt, die atmende und wallende Auseinandersetzung des jüdischen mit dem griechischen Geist, die trunkenen Gemüter. So wurde denn, nicht ohne die hohe Protektion der Ptolemäerkönige, das Pentateuch und dann unsere ganze Bibel ins alexandrinische Griechisch übertragen. Der Sage nach von siebzig Juden in siebzig Tagen. Jedenfalls stand der hemmungslosen Verbreitung dieses herrlichen Werkes unter den Juden Ägyptens, Syriens, Kleinasiens, Südwesteuropas, Nordafrikas und noch fernerer Fluren nichts mehr im Wege. Auch Nichtjuden konnten jetzt, sofern sie sich für die Projektionen des jüdischen Geistes lebhaft interessierten, aus unzweifelhaft guter Quelle schöpfen. Die assimilierten oder halbassimilierten jüdisch-hellenistischen Schriftsteller zitieren aus der Septuaginta. Item war mit dieser Publikation der von unseren Talmudisten so gewünschte Zaun um die Thora durchbrochen, morsch und wankend geworden. Es blieb auch nicht bei der einzigen Übersetzung ins Griechische. Der Proselyt Aquila, Schüler des Rabbi Akiba, hat es sich angelegen sein lassen, eine zweite, mehr aufs hebräische Wort gestützte, zu schaffen. Aber Targum ist in jedem Falle Exegese, Bekenntnis, Poesie nach Inhalt und Form. Das lebensvolle klassische Opus blieb die Septuaginta und wurde auch von der christlichen Kirche mit schwärmerischer Verehrung übernommen. Alle Zitate aus dem Alten Testament im Neuen sind der Septuaginta entlehnt oder von ihr beeinflußt.

Eine schrankenlose Verbreitung, wie sie später die Bibel unter wirklich erschütterten, hochwohlweisen, aber auch unter hohlen und leeren Nichtjuden bekam, war natürlich

bei Mischna und Gemara von vornherein ausgeschlossen. Den Talmud empfand die nichtjüdische Welt stets als etwas dezidiert Jüdisches, als ein nur für die Juden maßgebendes Schriftwerk, nicht als ein unsterblich Allgemeinmenschliches. Talmudstudium lag in einer völlig anderen geistigen Atmosphäre und war unzertrennlich vom Begriff der jüdischen Gelehrsamkeit. Während es unter Christen eine imposante Anzahl von ernst zu nehmenden Thorakennern gegeben hat und gibt, blieb der Talmud der Christenheit, auch ihren idealischen Romantikern und Phantasten, ein verschlossener Urwald. Aus dem selbstgenügsamen Gefühl der Unfähigkeit, der Nichtkenntnis und Ohnmacht, wurde denn auch alles talmudisch Umrankte und Durchwobene, ja der Talmud an sich ganz besonders bekämpft und befehdet. Bei diesen fleischgierigen, herzensseichten, geistig beschränkten Kämpfen spielen eine unsagbar traurige Rolle die Täuflinge. Aus antisemitischem Gefühl heraus schleuderte Kaiser Justinian ein Verbot gegen den Talmud. Und all die päpstlichen Bullen, die sich nach Laune und Willkür mit dem Talmud beschäftigten, ausgelassene und lärmende Disputationen in Frankreich und Spanien, die schändliche Agitation des bösen Täuflings und Dominikanerschelms Pfefferkorn in Köln, basierten auf ansonsten ideenlosem, antisemitischen Obskurantismus. Man war sich darüber nicht einig, welche jüdische Sünde schwerer wiege: daß die Juden Jesus von Nazareth nicht als Messias anerkannten, oder, daß sie diesen transzendenten, so ganz ins Schattenreich entrückten Talmud besaßen. Man hatte eben vom Talmud überhaupt keine lebendige Vorstellung. Wohl sind manche Traktate aus dem Born der rabbinischen Weisheit ins Lateinische übersetzt worden, später auch in moderne Sprachen. Die Mischna mit Kommentar des Maimonides hat man ins Lateinische übertragen. Auch durch das Medium des Spanischen geriet die Mischna in die Sinnenwelt mancher Kreise. Unüberwindlich blieben die Schwierigkeiten den-

noch. Die französischen, englischen, deutschen Talmudübersetzungen datieren erst aus dem achtzehnten, neunzehnten Jahrhundert. Demnach scheuchte die große Last der gewaltigen jüdischen Enzyklopädie die Völker der Erde und auch ihre vornehmsten Führer zurück.

Unsere Thora sahen die christlichen Leser durch das Medium des Neuen Testaments, der kirchenväterlichen Wegweiser und der jesusgläubigen Kommentatoren. Man denke nur an die pomphafte mystische Exegese der Psalmen und des Hohenliedes durch Ahnung, Dämmerung und ätherische Versenkung des Katholizismus und seiner Klöster. Im Hohenlied ist Christus der empfindsame Bräutigam, die Kirche die sentimentale Braut. Die Psalmen erscheinen über und über behangen mit dem funkelnden Gold fremder Ekstasen.

Ein weitest verbreitetes Buch wurde das Alte Testament (wie man nun einmal sagt) seit der Reformation. Seit Reuchlins flammender Versenkung und hochverdienten Studien, seit Luthers subjektiv-objektiver Erfassung und stürmischer Tat, seit Melanchthon, Calvin. In der Folge erwachsen aus genauester Kenntnis der jüdischen, zumeist allerdings doch irgendwie europäisch gesehenen Bibel des Jakob Böhme eindringlicher, prophetenhaft orientierter Mystizismus; Spinozas Tractatus theologico-politicus: diese strahlende Verteidigung der festgefügten, unwiderleglichen Denkfreiheit gegen alle positive Religion; Herders aus feinstem Instinkt geborener Enthusiasmus für den Geist der hebräischen Poesie, für deren tiefe Schönheit; kritische Philosopheme, fulminant verneinende und trächtig gläubige Gedanken, leidenschaftliche und weise Aperçus Voltaires, Lessings und Hamanns; Meisterstücke Goethescher Kunstart. Goethe übrigens konnte ein wenig den Urtext lesen. Er hatte es als junger Mensch gelernt und hat sich später mit orientalischen Sprachen beschäftigt. Der Faust-Prolog im Himmel lehnt sich an die Geschichte Hiobs an. Goethe hat auch das

Hohelied übersetzt. Doch sprach er gelegentlich von ägyptisch-babylonischen Grillen, die möglicherweise der werdenden Kultur Europas am besten ferngeblieben wären. — Nun ja, Goethe war eben doch mehr Hellene als Judäer . . .

Viel stärker und nachhaltiger als die talmudische Richtung des Judentums wirkte, wiewohl nicht auf die Christenheit, sondern auf einzelne Christen, die kabbalistische. Persönlich halte ich die Kabbala für ein ebenso urjüdisches Paradies der Seele, wie den Talmud und die Thora. Denn jüdisch ist für mein Gefühl Jehuda und Efraim, Pharisäertum, Sadduzäertum, Essenertum und sogar der Hellenismus. Wir müssen uns überhaupt vor dem Glauben hüten, der vielberufene Zaun um die Thora, den unsere Tanaim und Amoraim wünschten, sei eine undurchdringliche Mauer gewesen.

Die Kabbala enthält ungefesselte Elemente, die uns, den von talmudisch-pharisäischer Muttermilch Gesäugten, ketzerisch erscheinen könnten. Denken Sie nur an die Einführung des Metathron-Demiurgos, eines Erdengottes sozusagen, neben dem unbegreiflichen, allgewaltigen Schöpfer aller Sonnensysteme. Altpersische, buddhistische Lehren, Glaubensüberlieferung Samarias, griechische und arabische Philosophie mögen die Kabbala durchdrungen und beeinflußt haben; exegetische Poesie, Dramen, Hymnen, Legenden und Elegien des Midrasch; später die Fülle und Tiefe Gabirols. Mitten in diesem Mittelalter flammen zwischen Judentum, Mohammedanismus und Christentum Berührungspunkte auf. Man sucht nach dem echten Ring, und mancher wähnt ihn verloren. Insbesondere berühren sich, auf eine schwindlige Höhe getrieben, jüdische und christliche Mystik. Die Unweltlichen der christlichen Welt interessieren sich brennend für die tiefere Erkenntnis der im jüdischen Gesetz verborgenen Geheimnisse. Jezira und Sohar leuchten und blenden. Raimundus Lullus, aus spanischem Rittergeschlecht, phantasiert sich, vielleicht als erster Christ, in die Kabbala hinein. In zehnjährigem Stu-

dium geweihter Einsamkeit auf der Insel Mallorca, glaubt er der großen Kunst nahe genug gekommen zu sein. Durch seine kabbalistisch durchschossene Ars magna will er die ganze Wissenschaft revolutionieren. Zwar sein Ideal ist die Bekehrung der Mohammedaner. Aber auf kabbalistischer Grundlage identifiziert dieser Erleuchtete Gott und Natur. Doch erst der jung verstorbene Pico di Mirandola, von Juden unterrichtet, ein wahres Universalgenie, führt eigentlich die Kabbala in die geistigen Bezirke des Christentums ein. Sie ist für ihn die Gesamtheit der dem jüdischen Volk offenbarten Religion. Pico glaubte nichtsdestoweniger in der Kabbala alle Heilslehren der Christenheit zu finden, ferner antike Philosophie, Moses und Plato und noch mancherlei anderes. Durch Reuchlin setzt die Kabbala die Reformationsbewegung in Eifer. Die Scholastik wird abgelehnt; man will neue, feurig wogende Inspiration, ringt mit Gott. Reuchlin glaubt in seinen dialogischen Werken „Vom wunderbaren Wort" (gemeint ist das Tetragrammaton) und „Von kabbalistischer Kunst" ein neues Licht für das Verständnis des Christentums aus jüdischen Büchern herausdestilliert zu haben. Der Typus Doktor Faust, hochstrebenden Geistes, nach unzugänglichen Kenntnissen dürstend, darum mit Dämonen im Bunde, kristallisiert sich. Agrippa von Nettersheim umwirbt dringender die praktische Kabbala: Magie, geheime Philosophie, Astrologie, Alchimie, und hält auf solcher Basis Vorlesungen über Zauberei. Der Venezianer Francesco Zorzi, von neuplatonischen, rabbinischen, neupythagoräischen und kabbalistischen Vorstellungen erfüllt, verwendet in seinen Schriften die hebräischen Kunstausdrücke Nefesch, Ruach und Neschama. Theologie, Physik, Chemie, astrologische Anschauungen, kabbalistische Naturphilosophie und Christentum vermengen sich im Lebenswerk des genialen Paracelsus. Kabbalistisch beflissen sind der große Physiker und Metaphysiker Cardano; der holländische Magus und Arzt, Gegner des Aristo-

teles und Galenus, Johann Baptist Helmont, Graf von Merode; der tolle Engländer Fludd. Schier alle metaphysischen Ideen dieser bekannten und berühmten Männer findet man in der jüdischen Mystik von Safet, in der Lurianischen Kabbala. Auch die Lehren des Protestantismus, Luthers gewaltige Worte und ungemäßigte Glut, Melanchthon, konzipieren kabbalistische Gedanken. Noch ausgeprägter etwa der Sektierer Valentin Weigel, der aus mittelalterlicher deutscher Mystik, will meinen, aus Eckhart, Tauler, aus religiösen Schwärmereien der Reformationszeit und aus dionysisch-naturphilosophisch-kabbalistischen Spekulationen eine Doktrin aufbaute. Und Jakob Böhme, dessen „Morgenröte im Aufgang" eine Verbindung zwischen magischer Naturanschauung und religiöser Metaphysik sucht. Den Gegensatz von Gut und Böse verfolgt Böhme bis in die Gottheit hinein. Sicher schulden nur wenige direkt den jüdischen Gedanken der Kabbala Befruchtung. Es ist kaum anzunehmen, daß der Schuhmachermeister Böhme die Kabbala im Urtext gelesen hat. Allein, es lag, es wisperte, es zauberte in der himmlischen Luft. Auf eigentümliche Art verarbeiteten kabbalistische Ideen der Jesuit, Polyhistor, Ägyptologe und Scharlatan Athanasius Kircher; der Orientalist, Dichter, Alchimist und Kommentator, der famose Knorr Baron von Rosenroth. Sie hielten den Sohar für letzte Weisheit und unternahmen es, ihn mit ihrem Christentum in Einklang zu bringen. Aus den Sphären der kabbalistischen Engellehre schwingt sich der Seher des Nordens Swedenborg auf. Und so geht es bis in die heutige Zeit: bis auf den Schellingianer und Romantiker Molitor, dem das Christentum als ein mystisch verkleidetes Judentum galt; bis zu Kleuker, der von einer Synthese aus Zendavesta, Plato, Protestantismus und Kabbala träumte; bis auf Tholuk, der, von Zoroaster und Konfuzius ausgehend, aus einem Saulus ein Paulus wurde, sich zu einer christlich filtrierten Kabbala zurechttastete. Bis auf E. T. A. Hoffmann,

Wladimir Solowjoff und Strindberg. Kurzum, gute und böse Einflüsse sind von der jüdischen Mystik ausgegangen. Faustisches und — vielleicht — Hakenkreuzliches.

Den stärksten, magnetischesten Einfluß auf die Heidenheit übte das Judentum aber doch, unfreiwillig natürlich, durch das Neue Testament. Die Völker des griechisch-römischen Kulturkreises haben früh und durchaus nicht immer antipathisch vom Geist des Judentums einen Hauch verspürt. Zwar fehlte es nicht an antisemitischen Literaten, die das Banner ihrer jeweiligen Kultur oder Bestialität hochhielten. So Apollonius Molon, Apion in griechischen Landen und Strömungen; so die berühmten Lateiner Cicero, Horaz, Petronius. Trotzdem gab es, aus tausend Gründen, jüdisch Bekehrte im hellenisierten Orient und auch im Okzident. Aber der strenge und reine Geist des pharisäischen Judentums, der Religion Esras und Hillels, war doch etwas, das diesen andersblütigen Kulturmenschen, nicht minder tolpatschigen germanischen, gallischen, slawischen Barbaren, im tiefsten fremd war. Damit er ihnen und ihrer entschiedenen Sehnsucht plausibel wurde, mußte dieser autoritative Geist eine Umwandlung erfahren, die vom jüdischen Standpunkt natürlich Trivialisierung und Verfälschung bedeutet.

Das Neue Testament enthält jüdische und antijüdische Tendenzen und Elemente. Die älteren Teile der Evangelien sind so ziemlich judenfreundlich, die späteren ausgesprochen judenfresserisch. Ohne die teuflische Politik des Antisemitismus hätte die neue Religion im Imperium Romanum vermutlich nicht gesiegt. Was aber nicht hindert, daß bei aller Gegnerschaft doch jüdische Ideen in diesen Büchern enthalten sind. Die Worte und Anschauungen Jesu greifen jüdisches, vielfach sogar pharisäisches Gut auf. Parabeln folgen den rabbinischen Meschalim. An haggadistischen Bestandteilen fehlt es im Neuen Testament gewiß nicht. Doch bevorzugt die pharisäisch-talmudische, d. h. unsere jüdische Theologie die allegorisch-esoterische

Deutung; die Evangelisten ziehen, ihrer zumeist geringeren Bildung gemäß, die schlicht demokratische Auffassung vor. Apokalyptische Partien schließen sich unmittelbar an die jüdische Apokalypse an: an den Propheten der Maasse Merkawa Ezechiel, an die Bücher Daniel und Hennoch. Auch die etwas oberflächliche Polemik gegen die Pharisäer ist jüdischen, nämlich essenischen Ursprungs.

Von den drei synoptischen Evangelisten kommt Matthäus jüdischem Denken am nächsten. Er schrieb sein Buch offenbar für die sogenannten Judenchristen. Er bevorzugt jüdische Termina, wie Malchut Schamajim, Vater im Himmel, Sohn Davids, Gott Israels. Die Abstammungsgeschichte Jesu beruht auf midraschitischen Betrachtungen über Tamar, Ruth, Bathseba. Die Beziehung der Zwölfzahl der Apostel zu den zwölf Stämmen Israels liegt auf der Hand. Die Bergpredigt atmet durchaus rabbinische Phraseologie. Dennoch ist das Evangelium Matthäi judenfeindlich geartet: indem es die Affäre der Kreuzigung doppelt und dreifach unterstreicht. Vermutlich ist das Buch in schon antijüdisch gerichteter Zeit überarbeitet worden. — Das Werk des Evangelisten Markus ist im Zeichen des grundsätzlichen Pharisäerschluckers Paulus für die Heiden geschrieben. Es spricht sich ausgiebig gegen die Thora und für den Mittler Christus aus, und will ein voluminöses Bethaus für alle Nationen schaffen. — Der Evangelist Lukas mag essenisch-kommunistischen Kreisen nahegestanden haben. Er bietet Legendarisches über Jochanan ha-Matbel, Johannes den Täufer. Jesus ist in diesem Evangelium der Freund und Tröster der Erniedrigten und Beleidigten, der Sünder, der verbuhlten und ausgestoßenen Frauen. Siebzig Apostel gibt es, den siebzig Völkern und Sprachen angemessen. Und Lukas geht in internationalistischer Absicht auf Adam zurück, nicht auf Abraham. — Der Mystiker, Metaphysiker und Kosmologe Johannes kennt überhaupt kaum noch den erwarteten Messias der Juden. Für ihn ist Jesus der Übermensch, der

Gottmensch, ein kosmisches Wesen. Die Seele triumphiert über den Körper. Alles ist Zeichen und hehres Symbol: Tempel, Manna, Sukka, Chanukafest, der Wein und der Weg. Johannes klammert sich an die symbolisch-himmlische, nicht an die irdische Abstammung Jesu. Dabei kennt der offenbar sehr kultivierte Mann jüdische Bräuche, jüdischen Geist, auch prominente jüdische Persönlichkeiten besser als es seine Kollegen, die anderen Evangelisten, tun. Auch da wäre es möglich, daß spätere Bearbeiter den Ungeist des Antisemitismus hineingetragen haben.

Denn die ersten Christen, und zwar ehemalige Juden und frühere Heiden, empfanden keineswegs eine unübersteigbare Trennung vom Judentum. Und es ist doch charakteristisch, daß man die bekehrten Heiden damals noch mit einem Ausdruck bezeichnete, der hebräisch etwa Jir'e Schamajim lauten könnte. Es gab auch Apostel, wie Jakobus, die nur eine Ausbreitung ihrer Sekte unter Juden wünschten. Und erst eines so ungemein dämonischen, in seiner Art natürlich genialen Apostaten wie Saul von Tharsos, also des Apostels Paulus, hat es bedurft, jenes Menschen, der die Thora zugunsten der Völkerbekehrung verwarf, damit das Christentum aus einer verhältnismäßig harmlosen jüdisch-essenisch-hellenistischen Sekte zu einer judenfeindlichen Weltreligion wurde.

Die dramatische Bekehrungsgeschichte dieses Saulus ist ja aus der Legende bekannt. Ob Paulus wirklich einmal Pharisäer war, wie die Christen behaupten und sogar noch der famose Travers Herford annimmt, ob nicht viel eher Hellenist und von gnostisch-theosophischen Lehren aus Alexandria beeinflußt, läßt sich kaum noch nachprüfen. Seine Zitate verlangen keine Kenntnis der hebräischen Texte; seine Bekanntschaft mit dem Pharisäismus und dem Talmud gar ist, wie heute schon christliche Forscher zugeben, minimal. Sicher aber ist es ihm gelungen, unzählige griechische Altäre, Götter von Gold, Silber und Elfenbein, dem Unbekannten Gott (wie man damals sagte)

dienstbar zu machen. Dieser ekstatische Epileptiker, eine Dostojewski-Natur, schuf erst seine weitgehende halb jüdische, halb heidnische Religion. Es erhebt sich die Frage: Aus welchem Motiv hat es Paulus für nötig gehalten, ein neues religiöses System zu gründen und die Heiden in den Garten Eden hineinzulassen? Wo doch das Judentum, durch die hellenistische Literatur, schon ein mächtiges Propagandamittel besaß. Denn keineswegs lehnte die Synagoge das Proselytentum ab; sie berief sich dabei auf Vater Abraham, der die Völker unter die Fittiche der Schechina brachte. Aus synagogalen Handbüchern für Bekehrte, aus den damals noch ganz jüdischen Didache und Didascalia, entnimmt Paulus seine ethischen Lehren. Und dann hebt er den Bund Abrahams, den Gegensatz zwischen Juden und Heiden, auf. Paulus vertritt einen ganz unjüdischen Standpunkt. Vielmehr ist sein Standpunkt so durchgreifend von griechischen Mysterien, auch vom Mithrakult bestimmt, daß der Jude Saulus dahinter verschwindet.

Weitaus näher stand Petrus (oder Simon Kephas) dem Judentum. Dieser simple Fischer soll als erster Jesus als Messias ausgerufen haben. Aber er weigert sich zum Beispiel mit den Gojim zu essen, hält Gebete, Fasten ein; ist überhaupt ein frommer Essener und in manchem ein Anhänger rabbinischer Prinzipien. Von Judenhaß findet man in den Äußerungen des heiligen Petrus keine Spur. Daher die mittelalterliche jüdische Sage, der Apostel Petrus habe sich im hohen Alter wieder zum Judentum bekehrt und zum Zeichen seiner Reue Pijutim, Selichot und verschiedene Stücke des Sabbatgebetes geschrieben. Die stärkste dichterisch-künstlerische Begabung im weiten Rahmen des Neuen Testaments ist ohne Zweifel der Dichter der Apokalypse. Es ist eigentlich das einzige judenchristliche Werk, das die paulinische Vergewaltigung überlebt hat. Ja, es ist ein beinahe jüdisches Buch und zählte vielleicht ursprünglich zur jüdischen Apokalypse. Johannes der Apokalyptiker wendet sich gegen die sieben Kirchen in Asien

(das heißt gegen die paulinische, also die christliche Ketzerei), und nennt sie nicht anders als Synagogen des Satans. Er spricht von den falschen Propheten und Götzendienern. Der Seher von Patmos schaut in diesen unjüdischen Messiasanbetern falsche Apostel und Lügner. Er verurteilt die Lehre Pauli als Lehre Bileams. Johannes war, obschon vielleicht — es nicht ganz sicher — christusgläubig, in seinen eigenen Augen ein Jude. Er verurteilt die antijüdische Haltung der, von seinem Standpunkt, pseudochristlichen Kirche. Bestimmt ist das Buch ursprünglich in hebräischer oder aramäischer Sprache geschrieben. Der griechische Text ist eine Übersetzung; er wimmelt von Hebraismen. Der Dichter ist ein hochbegabter Seher auf den Spuren des Ezechiel, des Jesaias und Daniels. Was er von der Merkawa sagt, von Schöpfung und Chaos, von den sieben Siegeln, ist absolut jüdisch gedacht. Er erwähnt den Löwen von Juda, das unschuldige Blut jüdischer Märtyrer. Das Lamm und dergleichen christliche Attribute sind sicherlich von christlichen Bearbeitern hineingeschmuggelt. Jüdisch ist, was er vom Kiddusch ha-Schem, vom Mabul schel-Esch verkündet. Vielleicht ist der hebräische Urtext der Apokalypse kurz vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben; zu einer Zeit, da unzählige Juden den Märtyrertod erlitten. Daher wohl der maßlose Haß gegen Rom. Als allgewaltigste Propheten nennt diese Offenbarung Mosche Rabbenu und Eliahu. Rom ist die syrische Astarte, die Hure von Babel. Der alte hebräische Dichter hatte rhythmusergeben geformt und gestaltet; während die christlichen Einschiebsel Prosa sind. Das Buch der Offenbarung, das ganz gewiß nicht den Evangelisten Johannes, den Paulusjünger, zum Verfasser hat, sondern einen anderen, ist unter christlicher Maske ein jüdisches Buch.

Dieses Buch hat die christliche Kirche requiriert.

Die Römer eroberten unser Land. Die Christen annektierten unsere Literatur.

# ZWEITER VORTRAG

ZWEITER VORTRAG



Die Weltliteratur, will meinen, Dichtung, Philosophie, geistiges Schrifttum unseres Planeten ist jüdischen Elementes voll. Bis nach China vielleicht greift der mehr oder weniger zielbewußte Einfluß jüdischer Mentalität, bis in das alte, verborgene Erez Sinim. Solches erscheint einem zum mindesten wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß jene seltsame Sekte, die beim Schlachten die Ader herausnimmt — wie der Chinese seine Juden nennt —, seit urdenklichen Jahrhunderten im Lande der Mitte wohnt. Besonders kühne Hypothesen halten die spärlichen Reste der chinesisch verwurzelten Judenschaft für Nachkommen des Zehnstämmekomplexes. Die seit Olims Zeiten überkommenen heiligen Satzungen der Chinesen, die ehrwürdigen Religionen des Konfuzius und des Laotse zumal, offenbaren einen dem Mosaismus verwandten höheren Willen. „Vergilt Feindschaft mit Güte", — diese Rechtsanschauung predigt Laotse sechshundert Jahre vor Anno Null. Ein mysteriöser Spruch lautet: „Das Vergangene heißt Ji, das Gegenwärtige Ha, das Zukünftige heißt We". Wie leicht liest unsere berauschte Phantasie aus so eigentümlich beschwörender Formel ein heimliches, aber gesinnungsstarkes Bekenntnis zum allerheiligsten Namen! Frostigkeit und Härte exakter Wissenschaft belehrt uns aber, daß die Forschung heute noch nicht so weit ist, diese verschwiegenen, historisch recht sehr im Dunkel liegenden Dinge aufgeklärt zu haben. Überströmende Wechselbeziehungen zwischen der sphinxhaften Tao-Lehre, dem abstrakten, mystisch kolorierten Pantheis-

mus Altchinas, auch zwischen der großen, schönen Ethik der Chinesen und dem jüdischen Weltbild mögen aber doch existiert haben. Das geistige und ethische Licht vermittelten vielleicht der persische Zaroastrismus und seine Ummodelungen, — das alte Priestergesetz der Magier, der monumentale Avesta, und die Kunde von der Weisheit Zarathustras, des Propheten.

Noch weniger Bestimmtes läßt sich über etwaige literarische Triebkraft jüdischer Einzigkeit in Indien sagen; so unvergleichlich interessant gerade die Parallelentwickelung des Hinduismus und des Judaismus ist: seit den Zeiten des urisraelitischen Schaddaikultus und der altindischen Opferreligion der Veden.

Ganz außer Zweifel aber, wahrhaft und vielfach erhärtet ist der jüdische Einfluß auf die Welt des Islam, insbesondere auf die hochgespannte, oftmals ins Geniale gesteigerte arabische Literatur. Dieses arabische Singen und Suchen ist zunächst Beduinenpoesie, voll von Naturszenen, Fehden, Raubzügen, Zechgelagen, frohem Lebensgenuß. Jagd, Rache, Liebe und Freundschaft, flammende Sinnlichkeit durchgluten die Dichtungen der Wüste und der Oasen. Später aber, mit dem Sieg des Mohammedanismus, entfalten sich die künstlerischen und gedanklichen Fähigkeiten des großarabischen Schrifttums bunt und unendlich. Es ergibt sich unter der Ägide der Märchenkalifen eine überreiche Unterhaltungsliteratur, von der Europas Romantik bis auf den heutigen Tag zehrt. In tausend lockenden Blüten erstrahlte die Lyrik, und das Märchen schenkte der Welt Tausendundeine Nacht. Aber Bagdad im Osten und Cordova im Westen, viele andere bunt gleißende Städte dazu, wurden zu Mittelpunkten und Impulsen der Philosophie und Wissenschaft in einer Zeit, da das christliche Abendland, getrübten Geistes und bei stumpfer Reckenhaftigkeit, durch Blut und Krieg dahinvegetierte.

Lebhafte Berührungspunkte mit arabischer Poesie und Anschauungsart bestanden im Judentum schon in der vor-

islamischen Zeit. Diese jüdischen Dichter Altarabiens sind ganz seltsame Leute. Ihr geistiger und körperlicher Habitus unterscheidet sich nur wenig vom landläufig Beduinischen. Nichts liegt ihnen ferner als gettohafte Mäßigkeit; sie sind primitiv, wie unser Urgroßonkel Ismael und wie, wahrscheinlich, unsere Urelterahnen in der Wüste. Der erste der Wissenschaft bekannte jüdische Dichter, der arabisch gedichtet hat, war eine Frau, Sara mit Namen. Man weiß von ihr nicht viel mehr, als daß sie aus Medina stammte und die Niedermetzelung ihrer Sippe durch einen arabischen Häuptling in (wie könnte es anders sein?) arabischen Versen beklagt. Unter jenen Allerfrühsten ragt Samuel ben Adija, der vertraute, allertreueste Blutsfreund des hochberühmten Imrulkais. Imrulkais, seines Zeichens Beduinenkönig, ist der gefeierteste vorislamische Dichter der Araber, ganz Leidenschaft, Sinnlichkeit, aufgetanes Naturgefühl. Und der Jude Samuel ben Adija, Dichter, Krieger und Märchenschloßbesitzer, war ihm ein so ehrenfester Freund, daß man diese seltene Allgewalt einer immergrünen David-Jonathan-Beziehung zum Sprichwort machte. Um die Zeit Mohammeds lebte im Bannkreis Medinas eine Schar jüdisch-arabischer Dichter, darunter abermals eine Frau: Asma. Sie beweint in ihren Versen den Tod eines greisen jüdischen Tyrtäos, der zum Kampf gegen Mohammed aufgerufen hatte. Die Dichterin Asma wurde auf Veranlassung des verärgerten Propheten ermordet. Auf gleiche Weise entledigte sich der Stifter des Islam seines unversöhnlichen Feindes Kab al Aschraf. Dieser Dichter und scharfzüngige Polemiker war eigentlich vom Vater her purer Araber, mütterlicherseits Jude; doch jüdisch erzogen. Mohammed bekämpft den höchst unalltäglichen Feind sogar im allerheiligsten Koran. Ein zum Judentum übergetretener, also ursprünglich heidnischer Ismaelit, Jabal ibn Jawwal, dichtete leidenschaftliche Elegien auf die Niederlage der Anti-Islam-Partei. Aber wie einer Heroenwelt entsprungen wirkt Marhab ibn

al Charit. Von diesem jüdisch-arabischen Krieger und Dichter heißt es, daß er ein Mann von ungeheuerlicher Kraft und Kühnheit gewesen sei, einen Doppelpanzer, einen Doppelturban getragen habe, und je ein Schwert an jeder Seite. In seinen Versen forderte er die Helden Mohammeds zum Zweikampf auf. Ali, des Propheten Vetter und Nachfolger, nahm die Herausforderung an, und so fiel Marhab ibn al Charit.

Spröde Herbheit und naive Impulsivität zeichneten jene jüdischen und halbjüdischen Wüstensöhne aus, die gewiß mehr Krieger als Literaten waren, aber im Bewußtsein der werdenden Islamwelt doch eine unverwischbare Spur hinterließen.

Mohammed unterschied, bei seinem ersten Auftreten, äußerst sorgfältig zwischen den Heiden und dem geheimnisvollen „Volk des Buches", wie er die Juden nennt. Es ist sonnenklar, daß die Gotteskonzeption des Korans, der Allah, al rachman w'rachim, zugleich aber der allmächtige Gott, demnach der Allmächtige und sehr Gnädige, jüdischer Auffassung nahe kommt. Näher als Ahuramazda, Dreifaltigkeit, Brahman, Nirwana, Tao. Mohammed spricht im Koran von niedergeschriebenen Offenbarungen, die Abraham zuteil waren, aber dann in den Himmel zurückgenommen wurden. Der Koran lehrt ferner, Moses sei die Thora, David der Psalter, Jesus das Evangelium offenbart worden. Man darf nicht vergessen, daß Mohammed in der ersten Zeit auch noch mit der Parsenbibel und der Lichtreligion Zoroasters zu paktieren bereit war. Einmal heißt es im Koran, der Reiter auf dem Esel aus dem Jesaias wäre Jesus, der Reiter auf dem Kamel Mohammed. Dem Judentum kam dieser im Anfang soweit entgegen, daß er die Feier eines Fasttages am zehnten Tag des ersten Monats, als eine Art Jom-Kippur anordnete; ferner, daß man Jerusalem mit dem Antlitz zugewandt beten sollte. Hernach wurden diese judophilen Gesetze vom Propheten bekanntlich abgeändert.

Im übrigen war Mohammed ein mysteriös visionärer Träumer und ein experimentierender lucider politischer Kopf. Wie Moses, wie Zoroaster, wie das Urchristentum, strebte er nicht nur religiöse, sondern auch wirtschaftliche Revolution an. Der überschäumende nomadisierende Osten sollte an seßhafte Prosperität gewöhnt werden. Mohammed fühlte sich gewiß vom göttlichen Geist durchdrungen; nicht zuletzt jedoch verfolgte er das Ziel der politischen Einigung aller Araber. Er war aber natürlich kein Analytiker, kein Gelehrter, trieb keine methodischen Studien und konnte am Ende kaum lesen. Wozu stand ihm der Erzengel Gabriel in eigener Person mit blanken Offenbarungen zu Gebote?! So hatte er denn von noch so kanonischen jüdischen Schriften nicht allzuviel Ahnung. Behauptet vielmehr schlankweg und ganz vergnügt, daß Mirjam, die Schwester Mosis, zugleich die Mutter Jesu gewesen sei. Mohammed hielt sich für den Erfüller aller Verheißungen und vermeinte, Juden und Christen müßten damit zufrieden sein. Er wird wohl gar keinen Wert darauf gelegt haben, die heiligen Bücher jüdischer und christlicher Observanz wirklich zu beaugenscheinigen. Nachdem nun die Juden ihn glatt abgelehnt hatten, erklärte er die jüdische Tradition für pervertiert, seinen gigantisch souveränen Seelenaufschwung für einzig an Echtheit. Aber den jüdischen Gott und den Gott der Islamüberzeugung hielt er nach wie vor für identisch.

So findet man denn in der springlebendigen, imposanten, sinnlich bunten Bibel der Mohammedaner flammende Einflüsse der Haggada und der neutestamentlichen Apokryphen. Aber es wimmelt von üppigen Mißverständnissen, wie sie eben nur einem Zuhörer, nicht einem Leser passieren können. Der Frevler Haman ist nicht Minister des allererlauchtesten Achaschwerosch, sondern Pharaos. Es gibt, wie gesagt, kapriziöse, groteske Abschweifungen von Talmud und Thora. Dennoch hat Mohammed in Medina, wo ihm Juden von passabler Kultur begegneten,

etliches aus der Mischna kennengelernt. Es finden sich im Koran recht wörtlich ausgeschriebene Stellen aus „Sanhedrin“ und „Berachot“. Das eine und andere deutet auf so oder anders übernommenes talmudisches Gut ... Eine stattliche Reihe religiöser Ideen und mythischer Begriffe entlehnt der Koran dem Judentum. Bismillah, im Namen Gottes, setzt das Neue Testament Mohammeds ein; zerfällt in Suren — Betrachtungen, Gesänge. Taurat heißt die Thora; die Dschinnen, die Genien deuten auf Gan Eden; dschahinam nennt sich die Hölle; unter darascha versteht man: in der Mikra, im Koran forschen. Der Koran kennt die Theodizee des Sabbat und die entschleierte Schechina. Mohammeds ursprünglicher Grundgedanke ist eine vielfädige Synthese aus Judentum, Christentum, Zoroasterlehre und höherem Heidentum. Daher im Anfang freigebige Schmeicheleien nach allen Richtungen ... Wie eine Mischung aus Midrasch, Evangelium und Tausendundeiner Nacht liest sich der Koran.

Nach Mohammeds Tode interessierte man sich in den weiten Bezirken der neuen Religion sehr für unsere heiligen Schriften. Es scheint aber, daß man seine Kenntnisse daraus und darüber im wesentlichen von übergetretenen Juden bezog. Die jedoch mußten hinwiederum den Inhalt der jüdischen Überlieferung mit dem moslemischen System aufs intimste in Einklang bringen. So wurden zart feenhafte Midraschgeschichten, der mohammedanischen Phantasie entgegenkommend, ungefesselt farbig ausgeschmückt und angepaßt. Anderseits besteht die Möglichkeit, daß um diese Zeit im Orient noch inzwischen verschollene, von der Synagoge nicht gebilligte, vielleicht sektiererische, aber doch jüdische Schriften, zumal haggadistischer Natur kursierten. Ferner aber Niederschriften und Überlieferungen monotheistischer halbjüdisch-ismaelitischer Sekten und Stämme. Dergestalt, daß die frühislamischen oder jüdisch-islamischen Autoren und Autoritäten aus uns unbekannten Quellen geschöpft haben

könnten. Solche Romanschreiber und Legendendichter, die jüdischen Geist, jüdische Lebenskraft verdolmetschen, in die Moslem-Sphäre hinüberleiteten, waren Wahb ibn Munnabih und Kab al Achbar. Sie füllten ein Vakuum aus, das zwischen der unberührten jüdischen Lehre und dem unsteten Mohammedanismus problematisch genug klaffte. Wahb ibn Munnabih und Kab al Achbar waren beide aus Jemen. Kab wob nach seiner Bekehrung manchen beflügelten Legendenkranz um Mohammeds Leben; Wahb sog sich mitunter unverschämtes, dummes Zeug aus den Fingern, — wie, daß die Schechina in der Bundeslade die Gestalt einer gespenstischen Katze angenommen hätte. Dennoch geht es nicht an, die beiden schlechterdings als aberwitzige, verlogene Fälscher hinzustellen; wenn ihr Tun und Schaffen auch nicht ohne tüchtige Beimischung eines schmiegsamen Scharlatanismus vonstatten ging. Am Ende sind sie aber doch eher als alles andere Goldwirker, Sagen- und Märchenerzähler, und im Kern naiver als man denkt... Schon der innige, erlebnisträchtige Begriff Thora, ja sogar die zehn Gebote werden gottentzückt und abenteuerlich phantastisch ausgemalt. Einmal heißt es da: die Thora sei wie ein Meer. Nur vier Männer hätten sie ganz ausstudiert: Moses, Joschua, Esra und — Jesus... Es wird hahnebüchen falsch zitiert. Die Psalmen werden entsiegelt, dichterisch umgedeutet, allegorisiert. Ein kostendes, schmeckendes Interesse für die Weisheit Salomonis herrscht vor. Hebräische Bücher, mit ihren uralten Motiven der frühen Gottesverehrung, mit babylonisch-assyrischen Anklängen, mit ihrer starken, eifrigen, gerechten Frömmigkeit, stoßen auf eine irdische, leidenschaftliche, aber keineswegs fremde Welt. Und seltsame, verdeckende Geheimnisse, verhüllende Wundergärten entstehen, erblühen...

Auch bedeutende mittelalterliche Theologen des Islam, wie jener von Jehuda Halevi hochgeschätzte Al Gasali, der philosophische Skeptiker und dogmatische Mystiker, einer

mit unruhigem, gottsuchenden Herzen, entsinnlichter Logik und ausgebautem Wissen, hielten es nicht für nötig, solche groben stofflichen Irrtümer ihrer Religion zu verifizieren. Es kam ihnen auf die romantisch-schwärmerische Hingabe an, nicht auf die Echtheit. Nicht auf Physik, sondern auf Poesie. —

Jedenfalls entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte im Islam der Glaube, es sei Sünde, die heiligen Bücher der Juden und Christen wirklich zu lesen. So mißbilligt der erste gründlichere Historiker des Arabismus Ibn Chalidun, der universaler Kenntnisse keineswegs ermangelte, derartige Lektüre entschieden.

Sehr viel anders wurde es dann doch in der Zeit der Hochblüte arabischer Kultur. Als unter den ersten abbassidischen Kalifen, nach der Gründung Bagdads durch Almansur, und insbesondere unter Al Mamun, das wissenschaftliche Leben führend wurde und in schöpferische Sphären trat, sah man sich nach den Quellen um. Bagdad, das Zentrum des Moslemismus, lag ja in der Nähe der jüdischen Geisteszentren Sura und Pumbeditha. Und man interessierte sich doch auch für griechische und persische Philosophie und Wunder der Vernunft, für syrische Klöster, für alle sieben freien Künste; demnach also auch für das Judentum. Ja, diese Araber hatten es von ihren jüdischen, persischen, griechischen Meistern gelernt: Kein Weltbild ohne Wissenschaft. Die göttliche Weisheit wird von den Säulen der sieben freien Künste getragen, und niemand gelangt zur vollkommenen Erkenntnis, der sich nicht auf diesen Säulen oder Stufen erhebt. Arabische Gelehrte jener Zeit, wie IbnWadah und IbnKutaibah, kannten unsere Heilige Schrift genau. Die arabische Bibelübersetzung des großen Gaon von Sura Rabbi Saadja war zwar im wesentlichen für jüdische Leser gedacht; aber auch Nichtjuden zogen daraus ausbauende Erkenntnis. Und der Kalif Al Hakim ließ von dem andalusischen Dichter und Gelehrten Joseph ibn Abitur den Talmud für seine wunderherrliche

Bibliothek zu Cordova übersetzen. Es mag allerdings eine zweckvolle Auswahl aus dem Talmud gewesen sein. Aber das sinnreiche Phänomen, die Großtat, die geistige Taghelle zeugt doppelt und dreifach von der hohen, subtilen, raffinierten Kultur des arabischen Spaniens. In späteren Jahrhunderten, nach dem Abgleiten von diesen Höhen, gelangte die sarazenische Welt zu Kompromissen zwischen der gelegentlich erschlossenen Kenntnis jüdischer Quellen und jenen überlieferten pseudojüdischen Emanationen.

Interessant ist es für uns, die Spiegelung bestimmter jüdischer Persönlichkeiten und jüdischer religiöser Inkarnationen im kindlich dämmerhaften und phantastischen Idiom, in den Legenden des Islam kennenzulernen. Man wird von vornherein leicht begreifen, daß die mohammedanische Sage ihre glühend durchwobenen Lieblingsfiguren hat. So naturgemäß den Erzvater Abraham, Hagar, Ismael; aber auch Joseph und König Salomo. Hagar ist, wie übrigens schon im Midrasch, eine Tochter Pharaos. Sara schwört ihre Hände im Blute Hagars zu baden, weil über der Stirn der schwangeren Magd das Licht Mohammeds strahlte. Abraham durchstach Hagars Ohrläppchen und ließ das Blut über Saras Hände fließen, damit der Schwur erfüllt würde, Hagars Leben aber ungefährdet bliebe. Abraham ließ Hagar und Ismael an jener Stelle in der Wüste zurück, wo später die Kaaba von Mekka erbaut wurde. Erzengel Gabriel besorgte den Verdurstenden, Verschmachtenden Speise und Trank, und Abraham besuchte sie allmonatlich in der Wüste.

Von den drei Erzengeln leuchtet Gabriel weltbewegend am stärksten. Gabriel, arabisch Dschibril, ist der fromme Geist an sich, der heilige Geist, zugleich furchtbar an Gewalt, der edle Bote (Rasul Karim), der erste Diener Gottes. Gabriel offenbart Mohammed den Koran (übrigens verkündet der arbeitsüberlastete Engel, nach christlicher Anschauung, Maria ihre Empfängnis). Gabriels Feinde sind Allahs Feinde; will sagen, Gabriel bekämpft im

Zeichen der Fahne des Propheten die Ungläubigen. Die drei Buchstaben, mit denen die meisten Koransuren anfangen, sind Anfangsbuchstaben der himmlisch-irdischen Namen Allah, Gabriel und Mohammed. Gabriel ist der begnadete Schatzmeister Gottes. Er assistierte Allah bei der Schöpfung Adams: wobei er, nach Gottes Anweisungen, alle Stoffe und Elemente sammelte, aus denen Adams Körper wurde. Nach der Vertreibung aus dem Paradies lehrte der Engel Adam pflügen, säen, den Gebrauch des Eisens, des Feuers. Er beschirmte Abraham im glühenden Ofen. Zu diesem Zweck hatte er ein Gewand aus himmlischer Seide gewoben. Dieser Talisman vererbte sich auf Isaak, Jakob und schließlich Joseph, den er vor der lüsternen Frau Potiphar beschützte. Unter den drei Engeln, die Abraham besuchten, war Gabriel der Wortführer. Er hob, bei der Zerstörung Sodoms, die ganze Stadt so hoch in die Lüfte, daß die Cherubim und Seraphim das Bellen der Hunde und das Krähen der Hähne vernehmen konnten, und schleuderte das Sündernest alsdann in die tiefste Gehenna. Abraham hatte Gabriel gebeten, die Stadt zu retten, wenn zehn Gläubige im Sinne des Islam darin wohnten. Aber es waren natürlich keine da. Pharao baute einen mächtigen Turm, um zum Gotte Mosis hinauf zu gelangen und ihn dünkelhafterweise zu bekämpfen. Aber Gabriel zerschlug den hochmütigen Turm mit einer seiner einstürmenden Schwingen in drei Stücke. Das eine stürzte über Pharaos Armee zusammen und begrub tausend mal tausend Menschen; ein anderes sank in die tiefe See; ein drittes tötete die Erbauer. Pharao war, nach den vielen Wundern, schon so breitgeschlagen, daß er sich demütig zu Gott bekennen wollte. Da stopfte ihm der Erzengel recht ungeniert den Mund mit schnödem Seetang. Denn Gabriel wollte keineswegs, daß Gott Mitleid gehabt hätte mit diesem Kujon und Sünder. Bei solcher Gelegenheit benahm er sich, wie man sieht, mehr grotesk und wie irgendein Mustafa, denn hochjubelnd erzengelhaft. Gabriel

brachte dem König Salomo die Fürsten der Dämonen, auf daß diese der Majestät und Größe des weisesten aller Menschen zu Gebote stünden. Er befahl auch der Vogelwelt, Salomo zu dienen. Aus den Paradiesesschätzen schenkte er Salomo den magischen Ring mit der Inschrift: „La Allah illa Allah wa-Mohammed Rasul Allah". Der Ring hatte dereinst Adam gehört, den Gabriel, als Standesbeamter des himmlischen Reiches, vor Äonen mit Eva zusammengab.

König Salomo überschattet in der islamischen Legende, durch Magie, Mystik, Wissen und Weltgefühl, bei weitem den König David. Als gewaltige Lebenskraft, als Rasul Allah, ist er der adelige Prototyp Mohammeds. Er zwingt die Dämonen, den Tempel von Jerusalem zu bauen. Auf einem grünen Teppich fährt er durch die Lüfte, von Meer zu Meer. Die Unterwerfung der Königin von Saba wird symbolisch als Hochzeit Salomos mit dem Lande Arabien aufgefaßt. Und zwar bekehrt Salomo die Königin zum Islam: indem der Brief, den er an sie richtete, genau wie der Koran, mit den Neuland weisenden Worten beginnt: „Bism Allah, al Rachman, al Rachim".

Man sieht: es ist ein Gewimmel orientalischer Märchen. Am Wesen und Weltbild des arabischen Märchens, auch da, wo es in seiner künstlerisch meisterlichsten und bedeutsamsten Form erscheint, hat aber der frei schaltende jüdische Geist erst recht mitgearbeitet. Ich meine damit nichts Geringeres, als Arabiens lebendigstes, allerschönstes Kleinod in der Schatzkammer der Weltliteratur, als die Alf Laila wa-Laila, also Tausendundeine Nacht. So ist die Rahmenerzählung von der großäugigen Prinzessin Schachrasad mit unserem Buch Esther motivisch und nach der inneren Konstellation verschwistert. Als Voraussetzung soll beiden Formgebungen eine ältere persische Sage zugrunde liegen. Überdies aber können etwa fünfundzwanzig Geschichten aus Tausendundeiner Nacht jüdischen Quellen entstammen. Darunter: Der Todesengel und der

jüdische König, Der jüdische Richter und das fromme Weib, Der König von Island und der fromme Jude, Die Schlangenkönigin, Die siebente Reise Sindbads des Seefahrers, Die Geschichte des Hassan aus Bassora, Der Fischer Abdallah, Der Sultan von Jemen und seine drei Söhne. Mag sein, daß die vielberufenen Roman- und Märchenwerke des zum Islam übergetretenen jemenitischen Juden Wahb ibn Munnabih nachwirkten. Einer anderen lockenden Version gemäß, war der letzte Redakteur der Tausendundeine-Nacht-Sammlung kein anderer als Ibrahim Maimuni, — Abraham, der Sohn des Maimonides; und der soll eine bunte Schar jüdischer Themen und Motive in die aufgehende und versinkende Märchenwelt hineingetragen haben. Diesen tiefverträumten Sohn hat der große Maimuni übrigens vor der Beschäftigung mit Dichtung und Dichtern dringend gewarnt.

In der arabischen Poesie und Literatur schufen und spintisierten übrigens nach wie vor zahlreiche Juden. Zwar von den berühmten hebräischen Dichtern jener Zeit schrieben nur wenige und selten arabische Verse. Gelegentlich der Alleskönner Abraham ibn Esra; einmal, im Rahmen einer artistischen Makame, der lustige Charisi. Von Moses ibn Esra stammt eine zierliche arabische Prosadichtung. Im allgemeinen hatte sich unter den Allerreifsten und Tiefsten das Prinzip herausgebildet, daß man wohl Werke der Geistesmechanik, Philosophie, Wissenschaft, auch Emanationen theoretischer Mystik in der zweiten Muttersprache, die vielleicht bei vielen die erste war, arabisch also, niederschrieb. Lyrik aber, religiöse und weltliche, dichtete man nicht in Konkurrenz mit Abu Nowas, Motenebbi, Meidani und Hariri, sondern in der himmlisch-irdischen Sprache der Propheten. Und wetteifert einmal Alcharisi mit dem sehr bekannten arabischen Makamendichter Hariri, so tut er's für hebräische Leser.

Jedennoch: Musa ibn Tubi aus Sevilla schrieb arabisch ein belehrendes Poem in siebzig Strophen, worin er die

Philosophie des Maimonides paraphrasiert. Jüdisch-arabische Dichter und Literaten gab es, solche, die den arabischen Vers gelenk und vielgeschätzt handhabten, wie Abraham Alfachar und eine andalusische Strophenkünstlerin Chasmuna. Von einem dieser süß berauschten, halb und ganz assimilierten arabischen Staatsbürger jüdischen Glaubens, Abraham ibn Sahl, meint man denn auch, daß er zwar als jüdischer Dichter begann, aber als mohammedanischer endete. Ertrunken im Meer der Anähnelung. Auch die Juden in Jemen und Aden dichteten viel und oftmals arabisch; und jedenfalls gab es dort eine stark flutende, buntfarbene Wechselwirkung zwischen jüdischem und arabischem Geist, die, erstarrend und gelöst, bis nach Indien hinübergriff. Während die Juden des persisch-islamischen Kulturkreises, will sagen Persiens und Bucharas, wie Maulana Schachin Schirasi, der Freund des vielleicht allergrößten orientalischen Lyrikers, des Hafis, Dichter biblischer Epen; wie Jmrani, wie Mulla Jussuf Jahudi, den man als Poeten auch in nichtjüdischen Kreisen hochschätzte, naturgemäß und frisch im Safte persische Verse machten und mit den vielgeliebten Firdusi, Nisami, Sadi, Hafis mehr oder weniger geschickt, getragen von heiterem Selbsvertrauen, um die Palme der, ach so relativen Unsterblichkeit rangen.

Sehr intensiv bemächtigten sich des Arabischen, als einer universalen Sprache, in der man weit und breit, auch vom ungelehrten Amhaarez, gehört und gelesen wurde, die demokratisch derben Karaiten. Dies hatte zur Folge, daß auch die stolzen rabbinischen Schriftsteller, in der religiösen Polemik und Publizistik, wenn sie nicht ganz einsam, seltsam und unzeitgemäß dastehen wollten, sich des Arabischen bedienen mußten. Allen voran der Begründer des jüdisch-wissenschaftlichen Aktivismus, der hochherrliche Gaon von Sura am Euphrat Saadja, dessen Religionsphilosophie aus der Polemik mit Anan und den Karaiten, insbesondere mit dem linksradikalen Voltairianer (tausend

Jahre vor Voltaire) Chawi el Balki, hervorging. In Spanien formte der Jude Chafz al Kuti, den Gabirol liebt, eine sehr freie, mystisch umdeutende metrische Nachdichtung der Psalmen in arabischer Landessprache. Dieses Werk trug dem Sangmeister gelegentlich den Vorwurf der blanken Ketzerei und sogar des Renegatentums ein. Liturgische, rhetorische, mathematische, medizinische Werke von Juden in arabischer Sprache gab es natürlich die Hülle und Fülle.

Aber das Wesentlichste, was Juden, wenn man von den unvergänglichen, lichtgewandeten hebräischen Dichtungen, den Weltedelsteinen der Andalusier zunächst absieht, in der Literatur der islambeeindruckten und -durchgluteten Welt leisteten, geschah in der wissenschaftlichen Weltanschauung und in der Philosophie. Unausgesetzt florierte eine wechselseitige Befruchtung zwischen arabischem und jüdischem Enzyklopädistentum, zwischen jüdischer und Sarazenenweisheit. Und mancher wundersame semitische Doctor universalis, manche erhabene philosophische Persönlichkeit sprengte den arabeskengeschmückten Rahmen und beschenkte großzügig — oft inkognito — mit lebendiger Wissenschaft, fremder Schönheit und unbefleckter Erkenntnis auch den halbbarbarischen Okzident. Die Vollblutdenker Großarabiens Averroes, Avicenna, Alfarabi versorgten die strengen und begeisterten jüdischen Philosophen mit einer klargestellten Terminologie ... Die Logik, zumal die angewandte der Selbstverteidigung, offenbart unablässige Gegensätze verschiedener Welten. Averroes dachte anders als Aristoteles, und der Maimuni anders als jene Gehirngymnastiker der Menschheit.

Gemeinsam ist den jüdischen Philosophen der ungeschwächten, klassischen Epoche die gewaltige Sehnsucht nach gesteigerter Erkenntnis der Erkenntnisse. Wissenschaft ist ihnen Gottesdienst; Philosophie — Inbegriff allen Wissens. Erkenntnis hat nur Sinn, wenn sie die Seele fördert. Nichts Mechanisiertes, Automatisiertes wollen sie,

keine engherzige Wisserei . . . Die philosophisch systematisierende rabbinische Theologie taucht zunächst beim Saadja Gaon auf. In ihm lebte das Blut seines Ahnherrn, des weisen Mystikers Rabbi Chanina ben Dossa — der Vater war halb oder ganz assimiliert —, ohne daß man Saadja auch nur im entferntesten einen Mystiker nennen könnte. Immerhin schrieb er einen Kommentar zum genial bizarren zahlenkabbalistischen Buch Jezira und übersetzte es. Im Gaon Saadja lebten jüdische Kultur, die glühende Aktivität seines ägyptischen Landsmanns Philo von Alexandria, hellenistischer Geist und arabische Zivilisation. Mit allem dem ausgerüstet, schrieb der Vorsteher der hohen Schule zu Sura seinen Kitab al Amanat, oder — hebräisch — Emunot we-Deot. Er bekämpfte demonstrativ skeptische, karaitische und christliche Anschauungen (so den heiligen Augustin); bekannte Gottes Einheit in der Mehrheit seiner Attribute, die Freiheit des Willens, die Unsterblichkeit der Seele und die Schöpfung aus dem Nichts. Kurzum: er stellte das Dogma durchaus über die Ratio.

Bachja ibn Pakuda, Autor der „Herzenspflichten", der Chowot ha-Lewawot, genießt noch heute durch sein Werk im Judentum eine gewisse Volkstümlichkeit. Er unterscheidet Pflichten des Herzens von Pflichten der Glieder und ist alles in allem ein gesetzestreuer, fein empfindender, nicht sehr überlegener Popularphilosoph. Weitaus essentieller, merkwürdig und schöpferisch wirkt Jehuda Halevi mit seinem zwingenden Kitab Alchasari, den Sie alle unter dem hebräischen Titel Kusari kennen. Jehuda Halevi lehnt eigentlich alle karg rationalistische Philosophie mitsamt ihrem Heerführer und Zuchtmeister Aristoteles ab. Sein Buch ist eine edelsinnliche Demolierung der Philosophen. Halevi bekämpft auch den Mohammedanismus, das Christentum, die Doktrinen der Karaiten, und neigt sehr zu skeptischem Mystizismus: will meinen, zu einem beflügelten Ausdruck der Gottessehnsucht und Weisheit, wie er um jene Zeit, namentlich in der persi-

schen Dichtung und Philosophie, unter dem entfesselten Einströmen neuplatonischer, zoroastrischer, islamischer und buddhistischer Mystik, orchideenhaft erblühte. In der Tat ist auch der Dichter Jehuda Halevi jenen persischen Poeten eines allegorisch-schwärmerischen Eros, jenen göttlichen Derwischen tief verwandt. Dem Dichterphilosophen Halevi ist innerliche Erleuchtung alles, alles die hyazinthene emotionelle Vision. Seine wahrhaft wohlgetane Studie zur Vergleichung der Religionen wurde beiläufig später von dem ehemaligen Hexenverfolger, plötzlichen Toleranzapostel, dem Franzosen Jean Bodin, und im achtzehnten Jahrhundert von Montesquieu, dem großen Aufklärer und Deisten, benutzt... Das Fortschreiten des Aristoteles im Bewußtsein des Judentums konnte auch Jehuda Halevi nicht aufhalten. Der spukt bei Abraham ibn Daud in der Emuna Rama. Später, nach Maimonides, wagt es der französische Jude Levi ben Gerson, der Gersonides, in seinen Milchamot Adonai, die Gewalt der verwegenen Ratio über die geheiligte Tradition zu setzen. Man denke, was dies im Munde eines mittelalterlichen Menschen und Juden bedeutet. Und noch weiter geht Chisdai Crescas im Or Adonai, aus welchem Buche Spinoza viel lernte und leidenschaftlich entflammt ward.

Levi ben Gerson und Crescas sind die begabtesten Fortsetzer des Rambam. In ihm, im Maimonides, und in seinem geistigen Antipoden, in Gabirol, erreicht die Klassik der jüdisch-arabischen Philosophie ihre weithin leuchtenden Gipfel.

Der Einfluß des Maimonides im Judentum und in der jüdischen Literatur ist unbeschreiblich. Er ist der große Exponent der Vernunft, der hochgradigen Toleranz und der Religion. Und die christliche Kirche bezog alle Kenntnis der Synagoge jahrhundertelang aus Maimonides. Man vergegenwärtige sich nur, was Thomas von Aquinos feinverästeltes gedankliches Schaffen, und mit ihm tausend und abertausend christliche Scholastiker dem Maimonides

schulden. Aber was Thomas von Aquino, was Oberschicht der katholischen Scholastik! Ohne den gigantischen Maimuni kein Spinoza und kein Kant!

Indessen stimulierte der Rambam das religiöse Gefühl und bekämpfte die Assimilation. Das war schon damals nötig; und man kann wohl behaupten, daß auch in dieses größten mittelalterlichen Denkers Erkenntnisdrang brennend die Unrast und entsetzliche Not der Seele lag. Seine Kultur stammte aus Cordova; sein wundervolles Menschentum lehrte ihn das Exil in Fez; Kairo gab ihm die hochüberragende Stellung und erweiterte seinen Horizont. Maimonides war schon bei Lebzeiten im Abendlande so bekannt, daß ein wilder Judenfresser wie Richard Löwenherz von England, ihn, den Leibarzt Sultan Saladins, an den englischen Hof berufen wollte. Doch Maimonides lehnte ab.

Der More Newuchim, ursprünglich arabisch: Dalalat al Hairin, ist die Bibel des arabisch-jüdischen Aristotelismus. Und ist zugleich die herrlichste jüdische Synthese jüdischen, arabischen und griechischen Geistes. Des griechischen Einschlags braucht sich das Judentum nicht zu schämen. Auch der Talmud kommt von ihm nicht los. Auch unsere Tanaim und Amoraim haben von den griechischen Dialektikern gelernt. Maimonides ist, bei aller fremden Zivilisation, der Jude an sich. Er lehnt alle Attribute Gottes ab. Jedes Attribut vermenschliche. Wenn Kant sagt, das Ding an sich sei unerkennbar; so Maimonides von Gott, daß man nur mit Sicherheit behaupten könne: Er ist. — Im übrigen steht Maimuni in der definitiven Lösung all dieser verfänglichen Probleme hinter modernen Philosophen nicht zurück.

Salomon ibn Gabirol trug zuerst Überzeugung und Weltbild neuplatonisch-mystischer Ideen in die jüdische Philosophie des Mittelalters hinein. Und zwar durch seinen Mekor Chajim. Wir Juden kennen Gabirol vor allem als herrlichen Lyriker. Die Frische, Tiefe und Schönheit seiner Werke, die Hyperbeln seiner Seele stellen ihn, im

Rahmen der Weltlyrik, in die gewaltige Reihe Pindar, Properz, Hölderlin, Shelley, Keats, Tiutschew, Leopardi. Mir persönlich ist das Keter Malchut immer wieder ein kostbares, unvergleichliches Erlebnis. Keter Malchut ist aber der dichterische, prophetisch hingerissene Ausdruck von Gabirols Philosophie, die weit über das Judentum hinaus fortwirkte. Während die Religionsphilosophie des offiziellen Judentums im urgewaltigen Rationalismus des Maimonides gipfelt, führen schicksalhafte Linien, religiöse Wege von Indien, von Plato, Pythagoras und dem Alexandriner Philo zu Gabirol und zur Kabbala. Die Kabbala hat ihre phantastische Arithmetik mit den Neupythagoräern gemein. Und der Ensof der Kabbala, der Gott aller Sternensysteme, wie mich dünkt, auch der Gott Gabirols, mag mit dem buddhistischen Nirwana am Ende und im Tiefsten verwandt sein. Hier ist wirklich Weltliteratur: wenn Logosdoktrin, Trinität, kabbalistische Sefirot sich berühren, um dem mittelalterlichen Menschen die Beziehung zwischen der Alleinheit und der Mannigfaltigkeit maskenhaft zu erklären. „Erklären“ ist kaum das rechte Wort; denn es geht ja um letzte, unausgesprochene Intuition.

So ein kabbalistischer Philosoph, aber einer mit allen Vorzügen und kosmischen Aspekten und ohne die stutzig machenden Peinlichkeiten der späteren, praktischen Kabbala, ist Gabirol, den die christlichen Scholastiker — natürlich ohne zu wissen, daß er Jude war, und vielleicht der ewigste Jude seiner Zeit — unter dem Namen Avicebron verehrten. Darunter christliche Autoritäten vom Range des Albertus Magnus, Duns Scotus und Thomas von Aquino. Ganz ähnlich, wie sich die Kirchenväter auf den Juden Philo von Alexandria beriefen.

Zwischen Gott, dem Unendlichen, und dem Menschen flutet nach Gabirol der göttliche Wille. Philos Logos hatte noch einen vorwiegend rationalistischen Charakter. Gabirols „Wille“ nimmt Schopenhauer und manchen anderen

vorauf. Im übrigen übten weder Philo noch Gabirol dezidierten Eindruck auf das geistige, ich meine wissenschaftliche Judentum, das sich in der von Maimonides gewiesenen Richtung entwickelte und in der Folge in die Stadien Spinoza und Kantianismus einlief. Aber ganz gewiß bezog jüdisches Sektierertum seine Waffen aus dem tröstlichen Arsenal Gabirols. Und vor allem, dem künstlerischen Menschen sagt Gabirol mehr als des Maimonides rationeller Weg. So wie ihm Plato, Empedokles, Nietzsche mehr bedeuten, als Aristoteles und Hegel. Vielleicht aber wäre der letzte Steg, der Gipfel aller Gipfel und die Erkenntnis aller Erkenntnisse durch eine harmonische Synthese aus beiden Grundformen, Großzügigkeiten, Monumentalitäten zu erreichen. Denn jüdisches Element in der Weltliteratur ist Jehuda plus Efraim, Maimonides plus Gabirol, Berührung der Welten.



# DRITTER VORTRAG



Die ganze Kette der jüdischen Poesie und Literatur veranschaulicht, wie traditionelle und philosophische Partei, die sich schon als Pharisäismus und Sadduzäertum kristallisierten, in immer erneuten Antithesen fortwuchern. Wie der Geist Alexandriens, gegen das überlieferungsgläubige, nationale Pathos Palästinas gehalten, aufklärerisch international genießt und handelt. Wie nach dem Erlöschen des Alexandrinertums, der didaktische, gesetzgebende Scholastizismus Babyloniens sich zu einer labyrinthischen Vollendung und zu einer unermeßlichen Enzyklopädik der Wissenschaften ausbildet; während in Palästina Vorliebe für nationale Sage und Schriftauslegung herrschend bleibt. Nach dem Untergange der Patriarchate in Babylonien und Palästina sind Spanien und Italien die großen Gegensätze. In Spanien macht sich die Aristotelische, Alfarabische und Maimunische Philosophie geltend, in Italien die flammende palästinensische Mythik und die ewig sehnsüchtige Theosophie. Der babylonisch-spanische Bildungszustand ging dann auf die Niederlande über und verallgemeinerte sich bis zur schrankenlosen Auflösung aller Nationalität und aller nationalen Religion im Pantheismus Spinozas. Die palästinensisch-italische Kultur fand den Weg in die Slavenländer und kulminierte dort in künstlichen Flügen des Talmudismus und in schwärmerischen Häresien. Im mitteninneliegenden Deutschland wurde später versucht, die beiden Extreme der Philosophie und des Überlieferungsglaubens in einem Deismus zu verschmelzen.

Spanien erbte den Geist der babylonisch-jüdischen Kultur. Der Westpol der jüdischen Diaspora übernahm ihn vom Ostpol. Saadja Gaon hatte auch Verse gemacht. Chai Gaon dichtete Kol Nidre, das wie unerhört erregte Jerichoposaunen durch die Jahrtausende klingt. Aber erst im spanischen und im italienischen Abendland feiert die jüdische Poesie eine überergiebige Blütezeit. Ein Blütentraum war jene Kulturperiode, die in Spanien, unter erleuchteten Kalifengeschlechtern, drei Jahrhunderte gewährt hat. Die Anregungen dieser maurischen Epoche haben durch das ganze Mittelalter bis in die neue Zeit hinein lebendig gewirkt, Literatur und Wissen mächtig befruchtet. Tausend Steine zeugen redend von der versunkenen Herrlichkeit der Araberherrschaft in Spanien. Araber und Juden haben die edelsten Schätze des klassischen Altertums vor der Vergessenheit gerettet, die Wissenschaften und Künste unendlich bereichert, die geistige Arbeit der Menschheit gefördert und nachfolgenden Geschlechtern überliefert. Die Philosophie wird meisterlich fortentwickelt und zu einer exotischen Freiheit emporgezüchtet, auf die spätere Zeit neidvoll zurückblickt. Die Dichtung gelangt zu einer bezaubernden Reife, für deren Früchte sich noch ferne Enkel enthusiasmieren dürfen. Die jüdische Dichtung jener Zeit glänzt im Diadem der Weltpoesie. Eine Epoche, überreich an Erlebniselementen und künstlerischen Taten, an hervorragenden Geistern, Denkern und Dichtern.

Da ist Gabirol, ein heiliger Glutstrom; er allein ein wunderbares romantisches Reich. Ein Dichter, dessen Dichtungen herrlich gedankenvoll geweiht sind; ein Denker, dessen Denken Hymnus ist und balsamischer Duft. Ätherischen Gefilden zustrebend, und voll von trostloser Erkenntnis des listigen Weltelends. Er lernt von der verlockenden Verskunst der Araber und schafft den klassischen Stil der neuhebräischen Poesie. Er gestaltet eins der seltsamsten Produkte weltliterarischer Gedankendichtung. Und der Faust von Saragossa ist der einzige ebenbürtige

philosophische Rivale des gewaltigen Maimonides. Alltäglichen Gedanken und materialistischer Götzenbildnerei fern, ist Gabirol erfüllt von schwermütiger Lust nach Wahrheit. Ein Büßer des Geistes, dessen Schmerz sich in ergreifenden Klageliedern ergießt. Andalusisches Mittlertum, mehr als schöngeistige Versöhnung der Kulturen und metaphysisches Sehnen verschmelzen. Süß schluchzen die Nachtigallen von Granada. Gabirol hat das Genie, zu sägen, was er leidet. Sein Werk ist ein weites, uferloses Meer der Gedanken und Empfindungen. In diesem Südmeer der Mystik spiegelt sich der Himmel der jüdisch-aristotelisch-kulturarabischen Weltordnung. In Gabirols weltbetrachtendem höheren Menschentum treffen sich alle Strahlen der Zeit. Wie der Salomo des Kohelet, singt er die Eitelkeit und Nichtigkeit alles irdischen Werdens und Vergehens. Er befreit sich vom Irdischen; er siegt über alle Zwiespältigkeit; immer näher und näher kommt er dem Urwesen.

Jehuda Halevi: dieser Name hat einen erlösten Klang in der Weltliteratur. Ihm hat die heilige Sprache all ihren Reichtum und Zauber erschlossen. Er dichtet reines Licht der ewigen Liebe, Naturhymnen von allerkühnstem Schwung der Phantasie, grandiose Elegien, hinreißende Glut. Indische, persische, arabische Farben erklingen in seiner Dichtung und Philosophie; vollendet aber bleibt und von eigentümlichstem Reiz die Synthese: Jehuda Halevi ist ein zündender Strahl und ein seliger Moment, das höhere Sein unserer nachexilischen Poesie. In Jehuda Halevi gipfelt die Dichtung der spanischen Glanzzeit. Er ist die ideale Persönlichkeit der jüdischen Lyrik und Literatur, der große Herzenstrost aller jüdischen Renaissance. Der pulsierende Süden, Blüte und Nachblüte der arabisch-spanischen Kultur sind die Zukost seiner Verse. Mit bezaubernder Feinheit und Glut formt er Strophen von Jugend und Liebesglück. Irgendein Erlebnis macht ihn zu einem ganz Ungeduldigen, ganz Unbedingten. Der Priester der

Schönheit, der gute Europäer wird ganz Wille zu Zion. Sein Schrei und sein Seufzen fliegt über weite Meere. Die glückselige Halbinsel genügt ihm nicht mehr. Er redet für die Gesamtheit. Fern, still ruft die alte Heimat. Jehuda Halevi wird der Nationaldichter Israels. Ob er das damals christliche Königreich Jerusalem betreten hat, wissen wir nicht. Nach der Legende soll Jehuda Halevi — seine herrliche Zionide auf den Lippen — an heiliger Stelle den Tod erlitten haben. Farbenreiche Phantasie ist seine Zauberkraft und reiner, klassischer Sinn. Er ist ein südländischer Europäer und hat den Schlüssel zum Orient. Er ist ein Patriarch an Glaubenskraft und hat die goldene Lampe arabischer, persischer Magier, indischer Brahmanen. Gott hat wahrlich seinen Mund mit einer glühenden Kohle berührt. Und obendrein ist dieser Künstler und Prophet voll von erlesener Edelkultur.

Abraham ibn Esra schwankt zwischen den Gefilden seliger Ahnen und den Regionen nüchternen Denkens, wandert unruhevoll durch Wirklichkeit, Wissenschaft und Dichtung. Er brachte den Juden Frankreichs, Englands, Italiens die frohe Botschaft vom freien Geist. Abraham ibn Esra, unser großer Kritiker, Dichter, Exeget, ein äußerst origineller Mensch und ein Meister dazu, ist dem christlichen Mittelalter vor allem als Mathematiker und Astronom bekannt geworden. Seine mathematischen Werke wurden von dem Mystagogen Petrus d'Albano in Padua ins Lateinische übertragen. Unter dem Namen Abraham Judaeus (später in Avenara korrumpiert) wurde er im Mittelalter und in der Neuzeit noch als ideales Genie der Mathematik gepriesen und auf symbolischen Bildern sinnlich-unsinnlich dargestellt. Er war der erste Künstler des Witzes in der jüdischen Literatur. Er hat Spinoza im Innersten befruchtet, der Ibn Esras kritische und exegetische Rätsel enthüllt und unbestreitbar benutzt. Durch Abraham ibn Esra strömte persisch-griechisch-arabisches Wissen ins aufhorchende Abendland.

Die altspanisch-jüdische Dichtkunst ist teils gottesdienstlich, teils irdisch-weltlich geartet. Vielfach ist sie geheimnisreiche Philosophie im feurig poetischen Gewande. Himmlische Esperancen gibt es und tiefere Bedeutung, gereimten Roman, Fabel und lyrisch lodernde Flamme. Man kann einigermaßen von einer perikleischen Zeit des Judentums sprechen. Der Einfluß des Orients und Andalusiens, die goldenen Tage entfesseln das Spielerische, Jonglierende, disponieren zu blitzender Heiterkeit und zu formaler Überflügelung. Die jüdische Klassik Spaniens entzündete sich an arabischer und persischer Zenitkunst. Die denkbar glücklichsten Verhältnisse und superfeine Kultur... So kam der Geist künstlerischer Grazie und Vollkommenheit über Jerusalems Exilierte in Sepharad. Nicht zu leugnen ist, daß es, neben unsterblichen Genies, wie Gabirol und Jehuda Halevi, neben unverlierbaren Persönlichkeiten, wie Abraham ibn Esra, neben zahlreichen echten Talenten, wie der ziseliert feine, weltlich begehrende und schmerzverzückte Büßer und Troubadour Moses ibn Esra, auch bloße Meistersinger und Mechaniker des Artistischen gab. Die feinfühligen, kenntnisreichen Literaten schufen Brücken von der griechischen Fabel, vom indischen, persischen und arabischen Märchen, vom unausgeschöpften Reichtum des Morgenlandes nach Europa. Ein Meister von parnassischer Ausdruckskultur ist Jehuda Alcharisi; als Dichter und als Kritiker zeittümlich bedingt, aber auch wirklich bedeutsam. Er schreibt einen unerhört gereimten Roman in fünfzig Kapiteln, den „Tachkemoni". Die Versprosa rollt und spreizt sich zierlich und natürlich. Ein vielgereister Mann, erzählt Alcharisi mit Humor und viel Gescheitheit von den in Ost und West verstreuten jüdischen Poeten seiner Zeit und entwickelt eine seltsame Tapferkeit des Geschmacks. Mit all den phantastischen und putzigen Exkursen, mit der lebensbunten Ironie, ist der „Tachkemoni" ein skurriles Kunstwerk beträchtlichen Ranges.

Der Turban des Itiel Hariri sitzt diesem Juden, dem Künstler, Erbauer und Beherrscher der Makame, apart und großartig. Und man muß schon ein finsterer Zelot sein, um sich nicht darüber zu freuen, daß es im blutenden Irrwald der Geschichte, neben jüdischen Propheten, Dichtern und Pathetikern, neben Hidalgos des Gottesreiches, auch witzige und scharf beobachtende Eulenspiegel und skurrile Dichter-Realisten gegeben hat. So einer war der Alcharisi, in dessen Lebenswerk, wie im „Don Quijote" des unsterblichen Cervantes und wie bei dem neuen Cervantes Mendele Mocher Sforim, die Gärten des Witzes und des Humors blühend ineinanderfließen.

Minder formal als stofflich interessant ist Abraham ibn Chisdai, der treffliche Fabeldichter. Er verpflanzt arabische, ja indisch-buddhistische Parabeln und Legenden in die jüdische Dichtung. Was hier glitzert, sind allerdings nur Splitter vom Geiste Buddhas. Beschwingtere Beziehungen zu den Evangelien des Buddhismus unterhält die Kabbala.

Die jüdische Dichtkunst ist — wie seltsam! — in Spanien eher gediehen als die autochthone Poesie des Wohnlandes. Jene strahlenden Töne der klassischen Periode, die durch ewige Namen, wie Gabirol, Jehuda Halevi, gekennzeichnet wird, waren schon verklungen, als die nationalspanische Literatur noch in den allerersten Kinderschuhen stak.

Aber mit magnetischer Kraft zog Assimilation und das nationalspanische Schrifttum nur zu bald die Juden an. Es hatte ja schon eine hellenistische, eine maurische Assimilation gegeben; nun kam die weit gefährlichere an das christliche Spanien. Ein getaufter Jude, Aben Alfange, beschrieb als erster Leben und Taten des sieghaften spanischen Nationalhelden und Maurenschrecks, des Cid Campeador, dem er als Sekretär gedient hatte. Die christlich-spanische Literatur setzt mit der Eroberung Sevillas durch Ferdinand III. ein, dessen Grabmal Inschriften in den

drei Landessprachen trägt: arabisch, kastilianisch und hebräisch. Der Sohn dieses Königs, Alphons X., der Ketzer, von jüdischen Gelehrten unterrichtet, schuf in Toledo eine gleichzeitig christlich, islamisch und jüdisch orientierte Akademie. Wir haben nur eine traumhaft vage Vorstellung von diesem groß angelegten sublimen Institut, in dem gedeihlich Astronomie und jegliche Art von Literatur gepflegt wurden, und wo man, wie es heißt, Werke chaldäischer Weisheit in die Sprache Kastiliens übersetzte. Kurzum, in dieser fast phantastischen Welt begannen sich die Sephardim gebührlicherweise sehr wohl zu fühlen und vergaßen die schmerzlich schamhaften und stolzen Harfen Zions. Tatsache ist, daß es bald eine Menge entarteter, notorischer Verräter im Bereich des spanischen Judentums gab. Da war Abner aus Burgos, später Alphons von Valladolid, ein tüchtiger Talmudkenner, und doch ein Kerl, der in spanischen und hebräischen Gedichten seine ehemaligen Glaubensgenossen tonangebend angriff. Daneben freilich eine so reinliche Erscheinung wie Salomo Bonafed, der sich in hebräischen und spanischen Versen Gabirol zum Muster nahm. Ein interessanter Dichter ist Santob (Schemtob) de Carrion, ein spanischer Troubadour von Geschmack und Süße. Er schrieb einen „Totentanz“, in dem Spielarten aller Klassen und Stände — Papst, Kaiser und Rabbiner — nach der unendlichen Melodie hüpfen müssen. Hinfälligkeit und Todgeweihtheit des menschlichen Lebens wird dargestellt. Dieser jüdische Dichter verfaßte auch „Ratschläge und Unterweisungen für den jungen König Don Pedro“ in sechshundert Romanzen, eine der angenehmsten Schöpfungen des jungen kastilischen Schrifttums. Santob de Carrion geißelt darin die Welt des blendenden Scheins, jüdische und christliche Laster, reicht auch seinem König überzuckert bittere Pillen. Ein Troubadour, der talmudische Spruchweisheit verwertet; äußerst sonderbar als Gesamterscheinung, dieser „Rabbi mit dem gewaltigen Bart“, wie ihn die Spa-

nier nannten. Juan Alphonso de Baena, ein Täufling, sammelte die erste spanische Troubadourpoesie zu einem holden Almanach und schrieb religiöse und galante Lieder, auch solche mit jüdischen Motiven. Valentin Barruchius ist der Verfasser eines wesentlichen, lateinisch geformten Romans, der Voltaire als Quelle für zwei Dramen diente. Don Moses aben Zarzal war im Hebräischen wie im Spanischen des Sanges kundig. Einen glühenden Dolchstich, Unheil bedeutet in der Geschichte des jüdischen Elements in der Literatur die Familie Santa Maria, ursprünglich Halevi. Es war ja eine Zeit, da es einem begabten Juden überhaupt nicht schlecht gehen konnte. Aber erst recht gut ging es ihm, wenn er katholisch wurde. Niemals, soviel ich weiß, hat es so viele leichtsinnige Taufen unter Juden gegeben. Das ist eine schwere Schuld, von der die Sephardim nicht freizusprechen sind. Es ist Tatsache, daß ein außerordentlicher Mann, wie Isaak Abravanel, es für nötig befinden konnte, Werke des Thomas von Aquino ins Hebräische zu übertragen; und daß der jüdische Doktor Seraphicus und berühmte Kabbalist Abraham Abulafia christianisierende Neigungen, Begierden und Erfüllerträume hatte. Man hat die leidige Assimilation auf die Spitze getrieben und mußte dieses Verbrechen am Blut und Geist des Judentums später unsagbar büßen. Da war beispielsweise ein talentierter Rabbiner Salomon Halevi, der auch hebräische Verse machte. Und eines verderblichen Tages wurde aus dem Salomon ein Paulus, Paul de Santa Maria oder Paul von Burgos. Und über kurz brachte es dieser kleine Rabbiner und Apostat zum Bischof, zum Erzbischof und zum Kanzler von Kastilien. Natürlich behauptete er, sich aus Überzeugung getauft zu haben, und fast ebenso natürlich wurde er ein enragierter Judenhasser. Das war um so gefährlicher, als es ihm tatsächlich nicht an individueller Begabung fehlte. Es existieren von Seiner Eminenz spitzbübisch wohlgeformte Satiren auf jüdische Feste und Gebräuche. Bezeichnend übrigens, daß seine

Frau sich nicht taufen ließ, nach dem Tode aber an der Seite des kirchenfürstlichen Gatten christlich bestattet wurde. Und daß sein Sohn Alonso de Carthagena sich gern unter den Scheinchristen, den Marannen, bewegte und im übrigen sich minder in religiöser als in erotischer Lyrik trainierte. Zu den dunkelsten Ehrenmännern zählt Pero Ferus (Ferus heißt, man glaubt es kaum, „Parusch"), der die Juden, nach seiner Taufe, mit Spott und Hohn schriftstellerisch überschüttete. Eine ähnliche Type ist der Exjude und Franziskanermönch Fray Diego de Valencia, ein witziger Schuft. Das waren keine Marannen, keine Anussim, sondern schlechterdings üble Patrone, die das Judentum, dessen Schoß sie leider entsprungen waren, mit unverschämten Sudeleien bespritzten. Im übrigen waren die Sephardim kein Schnörkel im Lande. Kaum eine Hidalgofamilie gab es in Kastilien, deren Blut nicht mit jüdischem vermischt war. Bis in die allerhöchsten Kreise ging es hinauf. Aber auch in minderen sozialen Sphären regte sich die frevle Angleichung. Einer der begabtesten altspanischen Dichter, der letzte große Troubadour, war ein Trödeljude aus Cordova, Antonio de Montoro. Montoro, von Hause aus jüdischer Schneider, wurde ein Dichter der fröhlichen Lust und Wissenschaft an den Königshöfen der Halbinsel. Als solcher zum Scheinchristentum immerhin gezwungen, schrieb er die elegantesten spanischen Gedichte, Episteln, Satiren, Epigramme. Er verhöhnte auch die im Ernst vom Judentum Abgefallenen. Darunter einen ebenfalls impetuosen Poeten, Rodrigo Cota. Cota war, wenn man einen Meschumed überhaupt als Juden bekomplimentieren darf, der erste jüdische Theaterdichter seit dem Alexandriner Ezekielos, und zeitlich der erste spanische Dramatiker überhaupt. Dieser Maranne aus Sevilla legte Grund zur spanischen Bühne. Aber — und nun kommt die rabiate Gemeinheit — sein gefeiertes Stück „Celestina" ist voll von judenfeindlicher Gesinnung. Dafür wurde Schandschnäuzchen Cota von Montoro auf das

grimmigste gezüchtigt. Später, in Zeiten der großen Verfolgung, hat Montoro sein ganzes Ansehen für die tragisch bedrängten Blutsbrüder eingesetzt. In seinen Satiren gegen die Getauften ist Antonio de Montoro volkstümlich derb. — Ein sonderbarer Heiliger war Garci Fernandez de Jerena. Aus Liebe zu einer maurischen Gauklerin nahm er den Islam an. Er heiratete sie und wurde, um sie loszuwerden, katholischer Christ. Ging, um ganz sicher zu sein, in ein Kloster. Verliebte sich in die Schwester seiner ehemaligen Frau und soll — zu guter Letzt wieder Jude geworden sein. Von diesem Menschen gibt es gar nicht üble Oden, Hymnen religiöser und erotischer Natur.

Man wird nicht leugnen können, daß es viel Schlamm um die sephardischen Nochjuden und Schonchristen, Scheinchristen gab. Die Stimmung aber wurde immer ungemütlicher. Immer höher schwollen die Gefahren. Die Dämonen der Inquisition rückten heran. Über dieses schlechteste Teufelsinstitut herrscht ja eine Meinung: Gehenna auf Erden. Aber nun kommt das Beschämende: Unter den Spürhunden, Inquisitoren und Großinquisitoren gab es, so unglaublich das klingt, Täuflinge und Söhne von Täuflingen. So den verruchten Denunzianten Enriquez Nuñes und jenen Großinquisitor, der den Torquemada womöglich noch an Blutdurst übertraf, die Verbrecherseele Lucero ...

Es sind nicht alle Juden und Marannen aus Spanien und Portugal ausgewandert, aber doch bei weitem die meisten. Die sehnsüchtige produktive und halbproduktive Pflege der spanischen, auch der portugiesischen Literatur ist in der Folge starkes und warmes Bindemittel der weitverstreuten sephardischen Judenschaft. Diesen magischen Schlüssel hielten sie in allen Ländern hoch, dieweil das Hebräische den zumeist längst Assimilierten nicht mehr geläufig war. In der Türkei und in Italien, in Fez, in Holland, Frankreich, in Hamburg und auf Jamaika. Religiös genommen, sind sie wieder Juden geworden, vielfach

sogar fromme und exaltierte Juden. Aber das Idiom ihrer spanischen Heimat brach überall durch. Was ist der Grund dieser halb rührenden, halb schnurrigen Anhänglichkeit an Spanien und seine Sprache? Warum warfen die von neuem Exilierten nicht alles fort, was sie an das infame Land und Volk erinnerte? Noch lange nach ihrer Vertreibung wußten sie sich zu Sukkot Zweige von den Zitronenbäumen Andalusiens zu verschaffen. — Wir dürfen von den kolonisatorischen Bestrebungen der Salomonischen Zeit absehen. Auch, daß San Jago, der Nationalheilige, der Märtyrer von Campostella, die verkörperte Idee des Glaubenskampfes, kein anderer als der Apostel Christi Jakobus, also ein jüdischer Sektierer mit Namen Jakob, gewesen sein mag, soll uns kalt lassen. Aus jener Zeit, da Jakobus, wie die katholische Legende meint, mit Kreuzesfahne und Lanze nach Spanien kam, ist uns nichts über Juden oder gar jüdisches Geistesleben in Sepharad überliefert. Man darf dennoch nicht vergessen, daß die Juden, als solche, in Spanien länger saßen als die richtiggehenden Spanier. Seit vierzehnhundert Jahren. Dergleichen vergißt sich nicht so leicht. Und sie liebten die biegsame und zarte, prunkende und feierliche Sprache. Auch Musik brachten die Spaniolen nach Nordeuropa mit. Eine maurisch-orientalisch klingende, vielleicht aber urjüdische Musik. An allen Orten, wo sie sich nunmehr niederließen, wurden sie Träger besonderen Wissens und besonderer Empfindungen. Die zermalmende Gewalt des Unglücks entzündete eine neue, leuchtende Religiosität. Da aber nicht allzu viele mehr Hebräisch konnten, entstand die klassische spanische Bibel, die Ferrara-Bibel der Marannen. Zu Ferrara, einer Metropole der Kultur, dem Musensitz Italiens, der Stadt Tassos. Kaum eine Bibelübersetzung kommt dem Urtext so nahe wie diese von Abraham Usque redigierte feinfühlige und spontane Bibelübertragung. Sie wirkte ihrerseits auf die Literatur des christlichen Spaniens zurück.

Ein anderer Usque, Salomon mit Namen, gab Petrarcas übersensitiven Schwung und köstliche Formenschönheit mit elastischer Leichtigkeit spanisch wieder. Vom gewichtigen Eindruck des neuerwachten, beispiellosen dramatischen Lebens in Spanien inspiriert, schuf er, zusammen mit Lazaro Graziano, das erste jüdische Drama in spanischer Sprache und — zählt man den unliebsamen Apostaten Rodrigo Cota nicht — das erste jüdische Drama seit den Tagen des alten Hellenisten Ezekielos: „Esther". Das Werk machte einen so unmittelbaren Eindruck, daß der glorreiche Leon de Modena es ins Italienische übersetzte und diese „Esther" einer der prachtvollsten Repräsentantinnen des Jüdisch-Ewigweiblichen widmete, der gefeierten Sara Copia Sullam. Damals entstanden auch spanisch-jüdische Mischgedichte, polyglotte Rhythmen, ferner jüdische Volkslieder in reinem Spanisch und im Jargon, im Ladino.

Ein Mann von höherem Seelenleben und ein echter Dichter war Moses Pinto Delgado. Als Mußchrist im südlichen Portugal geboren, ging er nach Rom, nach Frankreich, wurde Jude. Er hatte in Salamanca studiert, aber seine kastilischen Gesänge durchfurcht und erfüllt jüdisches Gefühl, jüdischer Geist. Delgados Dichtungen sind verträumte Melancholie, bittere Klage gegen Verfolgung des jüdischen Volkes. Seine Epen „Ruth", „Esther", seine Klagelieder nehmen im Schrifttum Spaniens, dem sie schließlich, bei allem fremdartigen Schimmer, doch auch angehören, einen wesentlichen Platz ein. Zu einer Zeit, da Lope de Vega und Gongora mit einem wild aufschießenden, elementaren Barock einsetzen, wahrt Delgado eine reine Süße, mehr im Stil Racines und des französischen Klassizismus. Ein anderer Maranne, der Augustinermönch Luis de Leon, hat das Hohelied der imaginär-christlichen Deutung entkleidet und dichterisch erdhaft paraphrasiert. Die gekränkte Kirche nahm sich seiner dafür gründlichst an. Die Stoffwelt der bitteren Vertreibung, der

Massenaburteilung, der Inquisition behandelt, in spanischen Oktaven und wie vom Buch Hiob entzündet, Jakob Israel Belmonte zu Amsterdam. In den Niederlanden eroberte die Revolution gegen Spanien den Sephardim eine neue, lichte Heimat. Die wunderschöne und wahrhaft heldenmütige Maria Nuñes Pereira legte den Grund zu der nachmals epochemachenden spanisch-portugiesischen Gemeinde Amsterdam, dem Jerusalem des Nordens. Unter anderem ward die junge Freiheit dadurch dokumentiert, daß die sephardischen Juden sich wieder hebräische Namen beilegen durften. Sie durften jubilieren, sich beschneiden lassen und wurden überhaupt wundersamerweise jetzt erst recht Juden. Ein Dichter war einer der ersten Amsterdamer Rabbiner, David Abenatar Melo. Seine religiösen Hymnen sind ergreifend und echt. Eine spanische Nachdichtung der Psalmen hatte ihn, wegen Judaisierens, der Inquisition verdächtig gemacht. In Amsterdam setzte er das Werk fort. Dieser sehr innige Gefühlsdichter ist Leid, Schmerz, Liturgie, Rache, kein mühseliger Literat, sondern Wortmusiker mit verletzter Seele, lückenlos naturhaft. Paul de Pina, nach der Rückkehr zum Judentum Rëuel Jeschurun, schrieb eine flammende Nänie auf den Opfertod eines wieder Jude gewordenen Franziskanermönchs. Und einen Dialog der sieben Berge Palästinas, den junge Marannen in der Synagoge aufführten. Paul de Pina dichtete portugiesisch.

Als himmelherrlichen Helden unserer Nation feierte Jakob Usiel in epischer Form den König David. Viel bekannter sind die heroischen Epen „Simson“ des Antonio Enriquez Gomez und erst recht der „Macabeo“ des Miguel de Silveyra. Silveyra war ein Mann von hervorragenden Geistesgaben. Er hatte in Coimbra und Salamanca studiert, kannte Cervantes persönlich, war vermutlich mit diesem Genius befreundet. Silveyras Gedicht führt wahren Enthusiasmus im Blute, ist bewundernswert reich an lebhafter, volltönender Phantasie. Man wagte es, den „Maca-

beo" an den Heldenepen Homers, Virgils, Tassos und des Camoens zu messen. Kein anderer als Antonio Enriquez Gomez nennt Homer göttlich, Virgil erhaben, Camoens wundervoll, Tasso tief und Silveyra heroisch. Das ist ein wenig aufreizend; jedenfalls galt Silveyra als europäisch bekannter Autor. Und der große, doch mitnichten philosemitische Lope de Vega, Europas fruchtbarster Dramatiker, feiert den Marannen Silveyra als ebenbürtigen Kunstgenossen. Für mich persönlich noch interessanter war die Bekanntschaft mit Antonio Enriquez Gomez, dem „jüdischen Calderon". Einige seiner Dramen haben lange Zeit als Werke des christlichsten und katholischesten aller Dramatiker gegolten und sind in Madrid mit ungemessenem Beifall aufgenommen worden. Auch er war als Mußchrist geboren, floh vor der Inquisiton, bereiste viele Länder. Zu Amsterdam war seine Person in Sicherheit; sein Geist labte sich am feurigen Wort der heiligen Propheten, das ihm die Ferrara-Bibel vermittelte. Dabei war dieser Mann einst spanischer Hauptmann gewesen. Die unverlierbare Liebe zu Spanien gibt seiner Lyrik das dunkle Kolorit. Als Lyriker ist er ein virtuoser Formkünstler, an Petrarca schaffend geschult. Der Epiker entgeht nicht dem Pomp und der extravaganten Überladenheit. Der Moralphilosoph sagt kluge Dinge. Der Politiker gravitiert nach Frankreich und huldigt dem dekorativen Protektor Corneilles, Racines und Molières, dem mecänatischen Sonnenkönig Ludwig XIV. Der Dramatiker schrieb zweiundzwanzig Stücke: darunter die „Kluge Abigail", den „Thron Salomos". Man trifft die Sachlage und sein Wesen eher, wenn man auf den speziellen Vergleich mit Calderon verzichtet und konstatiert, daß er die Linie Menander-Plautus, nicht ohne Einschlag Lope, volkstümlich, abenteuerlich und talentiert fortsetzt. Dem Lope-Kreis hatte Isaak Cardoso angehört, nicht unbedeutend als Philosoph, Arzt, Poet und ein lebhafter Apologet des Judentums. Diego Beltran Hidalgo schliff und kultivierte die beliebte Form

der Glosse. Der bekannte Manasse ben Israel betätigt sich in allen Gattungen, ist enzyklopädistischer Literat und Publizist. Er macht spanische Verse, entwirft Aristophanisches; zitiert bald Euripides und Virgil, bald Midrasch und Sohar, Albertus Magnus, Duns Scotus und — Gabirol, Paul von Burgos neben — dem genialen Kabbalisten Jizchak Luria. Rembrandt hat Manasse ben Jsraels Schrift „Ewen jekarah" („Piedra gloriosa") mit Radierungen geschmückt, und der Führer und Diplomat Manasse spielt ganz gewiß eine bedeutende Rolle in der Welt. Ihm leuchtete der Stern England...

Miguel oder Daniel Levi de los Barrios ist der tragikomische Typ eines zerrinnenden Universaltalents: Dichter, Memoirenschreiber, will meinen, der poetische Chronist dieser Zeit; ein Verstoßener... Unstät und flüchtig zieht er aus einem Land ins andere, lebt in Algier, Spanien, Livorno, Nizza, Brüssel, Amsterdam, Antwerpen, Westindien. Ein armer Schlemihl, ein Halber, ein Erniedrigter und Beleidigter, unzulängliches Pendant zu Abraham ibn Esra und Jehuda Alcharisi. Miguel de Barrios ist bald Offizier in Brüssel, bald irgend etwas in Cayenne, und zumeist ein unbemittelter, seelisch verstümmelter, bettelnder Poet. Mitunter lockerer Freigeist, dann wieder gläubiger Jude. Er formt kabbalistische Carmina, Komödien, Lob- und Schmeichelreden. Ein possierlicher Philosoph ist er. Ein Schüler Platos, aber chamäleonartig journalistisch veranlagt. Den Begriff Muse bringt er etwas uferlos mit Moses zusammen. Wie kaum ein anderer begeistert er sich für das Rauschhafte der Poesie. In seinen Sonetten und Romanzen spuken Holofernes und Judith, aber auch Vulkan und Venus, Polyphem und Galathea. Sein Dichter-Vorbild ist der barockbombastische Gongora. In dieser Stilmischung ist „Der Musenchor" gehalten, das vorzüglichste Werk des Barrios. Als Seitenstücke der geistlich-katholischen Spiele Calderons in Madrid, schrieb er für die Amsterdamer Syn-

agoge geistlich-jüdische kleine Dramen. Der Politiker predigte im freien Amsterdam die Demokratie. So bleibt dieser verwahrloste Mystiker, Essayist, Theologe und (letzten Endes) weder Schwan noch Rabe, doch eine der merkwürdigsten Zeiterscheinungen, und sei es auch darum, weil er der erste Literarhistoriker der exilierten Sephardim war.

Daniel Israel Lopez Laguna, den das Schicksal nach Jamaika verschlug, ist der ewige Jude in leibhaftiger Gestalt. In frühester Jugend lernte er die unterirdischen Kerker und Folterbänke des heiligen Offiziums kennen. Er kehrte dann Spanien und Europa den Rücken. Im fremden Lande zerstörte ihm eine Feuersbrunst neuerworbenes Hab und Gut. Häscher verfolgten ihn auch in Amerika, soweit es spanisch und katholisch war. Laguna sang und übersetzte, sich zum Troste, die Psalmen. Diese Nachdichtung ist eins der merkwürdigsten Erzeugnisse der spanischen Literatur. Jahrzehnte arbeitete Laguna daran. Er nannte das organisch gewachsene Werk „Espejo fiel de vidas", ein treues Lebensbild. Er wurde daran zum Künstler. Alle edlen Versarten wandte der tief Bewegte und Erregte an, um das seltene Kabinettstück zu schaffen. Wie die Psalmen des David Abenatar Melo und noch mehr, ist diese Übersetzung eigentlich keine Übersetzung, sondern voll von eigenwüchsiger innerer Musik, äußerst subjektiv, vom Haß gegen die spanische Inquisition, vom letzten Entsetzen ins Majestätische emporgepeitscht. Laguna meistert darin Silven, Dezimen, Terzetten, Redindillen, Romanzen, Quintillen, die ganze spanische Versherrlichkeit.

In London lebte Jakob de Castro aus Nordportugal, Arzt und Poet dazu. Er lobpries die Vergangenheit Israels in spanischen Gedichten. Seltsam wirkt der Rabbiner der Londoner portugiesischen Gemeinde David Neto, der ein philosophisches Buch „Mate Dan", also „Dans Stab", schrieb, worin er gegen Kopernikus und Cartesius polemisierte, aber heimlich der Lehre Spinozas huldigte.

Denn inzwischen waren draußen im Leben ganz neue Strömungen aufgetaucht.

Uriel da Costa (durch das Drama Gutzkows weithin bekannt) stammte aus einer sehr katholischen Marannenfamilie, trat in jungen Jahren, voll heißer Sehnsucht, zum Judentum über, wurde aber auch da bald ernüchtert. Mit dem Bann bedroht, erhob er sich in offenem Kampf gegen die Lehrer der Synagoge. Er plante eine agressive Schrift gegen das rabbinische Judentum. Da kam ihm ein jüdischer Arzt zuvor, Samuel de Silva, der eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele (in portugiesischer Sprache) erscheinen ließ, um die Irrtümer da Costas, den er für wahnsinnig erklärte, ein für allemal zu widerlegen. Eine solche sieghafte Geste der Widerlegung mußte den pathetischen Melancholiker nur noch mehr reizen. Da Costa beeilte sich, seine lang vorbereitete fundamentale Schrift „Prüfung der pharisäischen Traditionen, verglichen mit dem Gesetz" (gleichfalls portugiesisch) zu veröffentlichen. Hatte ihn de Silva blind und unfähig gescholten, so nannte da Costa dafür den harmonischen, auf Gleichmut und innere Meeresstille bedachten Gegner einen schleichenden Verleumder. Nun wurde er in den Bann getan, der fünfzehn Jahre schwer auf ihm lastete. Wiederholt sprach da Costa seine Bekehrung aus, wiederholt wurde der dumpf dröhnende Cherem erneuert. Bis er, mit sich selbst und den Zeitgenossen zerfallen, — fünfzig Jahre alt — Selbstmord beging. Als ein Denkmal seines in Leiden versunkenen, durch Verfolgungen zerstörten Lebens, hinterließ er eine Autobiographie, lateinisch geschrieben: „Exemplar humanae vitae", „Beispiel des menschlichen Lebens", in der er furiosem Haß gegen die Rabbiner dynamischen Ausdruck gibt. Wie eigentümlich und doch auch verständlich, wenn man das Schicksal der Marannen kennt. Während ein verhältnismäßig harmloser Mann, wie da Costa, eine Art Sadduzäer oder Karäer, wenn man will, ein Elegiker mit zertrümmerten

Idealen und unerfüllten Träumen, in der Synagoge zu Amsterdam sich von Geißelhieben durchpeitschen lassen und dann, nicht eben weich gebettet, auf die Schwelle des Gotteshauses hinlegen mußte, damit alle Anwesenden über ihn hinwegschreiten konnten, predigte und lehrte in Venedig, ein, sagen wir, Gesinnungsgenosse von ihm, der nur seine Überzeugungen besser, unfaßbarer, graziöser zu kaschieren wußte, von Bedenken nur wenig beunruhigt, dasselbe rabbinische Judentum, das er heimlich angriff und ungehemmt verspottete: — der bewegliche, heitere, bis zur Oberflächlichkeit leichte, dann wieder entflammende und entflammte Leon de Modena.

Die Epoche kulminiert in Spinoza, den man ebenfalls aus der jüdischen Gemeinschaft ausstieß und durch den großen Synagogenbann verfluchte. Spinoza blieb fortan, d. h. seit seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr, ein Einsamer, der sich keiner religiösen Gemeinschaft anschloß. In der jüdischen Denkerschar reiht er sich trotzdem an Maimuni, Levi ben Gerson, Chisdai Crescas. In der eisernen Konsequenz des Denkens geht er weit über die Theoreme der mittelalterlichen Philosophen hinaus. Befreiung sucht er für die reine Wissenschaft von den Fesseln und Versprechungen der Theologie. Er zieht aus der Exegese des Abraham ibn Esra die letzten Konsequenzen, aus Alfarabi und kabbalistischen Ideen. So aus der magischen Luft des Ensof-Begriffes und dem Sod hazimzum, der Selbstbeschränkung Gottes. In jener endlosen intellektuellen Liebe zu Gott begegnen sich wiederum Spinoza, Maimonides und Gabirol. Der mitschwingende Einfluß Spinozas auf Weltbild und Innenleben der Philosophie und Dichtung ist nicht zu beschreiben. Hegel sagt: Philosoph sein, heißt Spinozist sein. Leibniz, Bayle, Herder, Goethe, Fichte, Schelling, Byron, Coleridge, Renan, Spencer, Haekkel verdanken ihm unendlich viel. Die Stellung des Judentums zu diesem Genie blieb zwiespältig. Salomon Maimon und Nachman Krochmal suchten die Zusammenhänge zwi-

schen Spinoza und der Kabbala nachzuweisen. Mendelssohn schwankte in seiner Einschätzung. S. D. Luzzatto, der Schedal, lehnt den Spinozismus als absolut unjüdisch ab. Für uns ist es wichtig, daß Spinoza die letzte, schleierlose Konsequenz, Übersteigerung und Selbstaufhebung des sephardischen Judentums bedeutet.

In Hamburg siedelten sich die sephardischen Juden zuerst als katholische, papistische Christen an. Die sie hassenden Bürger rissen den jüdischen Katholiken bald die nicht ganz einwandfreie Maske ab. Aber der Senat legte Wert darauf, die eingewanderten Juden zu schützen, — natürlich nicht um ihrer schönen Augen willen. Die Bürger appellierten an das religiöse Gewissen des Senats, und der hohe Senat fragte bei den theologischen Fakultäten in Jena und Frankfurt eine Schaale. Jena und Frankfurt entschieden zugunsten der Juden. Man erlaubte ihnen also in Hamburg zu bleiben, trotzdem u. a. auch Kaiser Ferdinand II. vor Wut schnaubte und Einspruch erhob. Aber der Handel mit Portugal und Südamerika lag den abwägenden Hamburgern mit Recht näher am Herzen als der Kaiser in Wien. Bald nahm der materielle Wohlstand der Hamburger Portugiesen einen sehr günstigen Lauf. Es entwickelte sich ein buntes, bewegliches Leben. Mit südländischer Fröhlichkeit wurden Feste gefeiert. Um Purim und Pessach agierte man Schwänke in der Sprache der Exilierten. Und da fehlte es auch nicht an einer halbwegs beachtlichen Literatur. Joseph Frances hieß der Hamburger Camoens. Benjamin Mussafia war Philosoph, Physiker, Linguist; Moses Gideon Abudiente — Grammatiker und Poet. Eine wirklich bedeutsame Erscheinung war Joseph Penso de la Vega in Amsterdam. Er schrieb eine hebräische Komödie, zeitlich vielleicht die erste überhaupt: „Assire ha-Tikwa", die „Gefangenen der Hoffnung" (oder „Das Rosenparadies") in einem eigenartigen dramatisch-epischen Metrum. Das tat er mit siebzehn Jahren. In der Sprache seiner Heimat dichtete er obendrein No-

vellen, Romanzen, und alles mit zierlichem Talent. Das hebräische Stück ist eine Komödie der Allegorien; die Novellen heißen „Gefährliche Fahrten“, ein heroisches Epos „Adam“. Aber Elieser Uriel Cardoso in Amsterdam schrieb um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts seine Komödie nicht mehr spanisch oder portugiesisch, sondern holländisch. Und auch in den anderen Ländern des Exils gingen die sephardischen Literaten zur Benutzung der Landessprache über. In Portugal aber verbrannte man noch 1745 den größten portugiesischen Dramatiker, den gefeierten Dichter Antonio José da Silva, einen marannischen Juden, dessen Dramen, Komödien und Lyrik bleibender Bestand im Literaturschatz Portugals sind. Durch sein heroisches Sterben ist Antonio José da Silva unsterblichen Ruhmes wert. Dem Dramatiker empfahl man Molière zu lesen. Aber das hatte der kernig Begabte nicht nötig. Er war Mönch gewesen, lebte dann jahrelang in Brasilien. Den Zurückgekehrten warf die Inquisition in den Kerker, nachdem er gestanden hatte, mit siebenunddreißig Jahren zum Judentum, der Religion seiner Ahnen, übergetreten zu sein. Der König selbst wohnte der Verbrennung bei und versuchte den berühmten Dichter zu bekehren. Dieser würdigte ihn nicht einmal einer Antwort. Er war im Gefängnis grau geworden, zeigte aber weder Furcht noch Schwäche. Man zündete ihm den Bart an mit einer zweckmäßigen Mischung aus Pech und Terpentin. So endete der Dichter des „Äsop“ und der „Medea“ al Kiddusch ha-Schem.

Die Vertreibung der Juden von der pyrenäischen Halbinsel hatte die Mischung romanischer und ostländischer jüdischer Kultur in Europa zur Folge. Iberische Wissenschaft und Kunst verbreiteten sich nach Italien, Holland, Deutschland, Polen und der Levante, bis nach Indien und nach Amerika. Amsterdam war der Brennpunkt der spanischen Poesie; Pflanzstätte jüdischer Bildung für den ganzen europäischen Norden.

Der andere europäische Ausgangspunkt der jüdischen Kultur war Italien. Die altitalische jüdische Dichtung ist, anders als in Spanien, ganz gottesdienstlich. Hier findet man selten arabisierende, europäisierende artistische Exzentrik, auch keinen großartigen Rationalismus, sondern die Neigung zu michelangelesker Mystik. In Spaniens Pijutim redet die menschliche Seele mit dem Weltgeist, in Italien die jüdische Nation mit ihrem Gott. Die spanischen Poeten sind Zauberer, hochherrliche Jongleure; viele Italiener rätselhaft konzentriert, ernst, kühn, fast hieratisch. Beide aber haben den Charakterzug aller orientalischen Dichtkunst, sind formgewaltig im edelsten Sinne, womit keine Abgegriffenheit und Vernachlässigung des Inhalts gemeint ist.

Der literarische Ahnherr und Meister ist hier Eleasar Kalir. Hieroglyphisch, keck zugehauen. Episches Element kämpft mit der Lyrik, und der zyklopische Inhalt tyrannisiert oft die eisernen Spangen der Form. Kalir durchzieht die tiefen Fluten der Halacha, Feuer aus Klippen schlagend. Seine Dichtung ist ewige Keduscha, dreimal heilig. Diese Poesien sind rätselhafte, turmartige, gigantische Felsblöcke, Pyramiden. Die Pajtanim verarbeiten dann in Kalirs Gefolge Halacha, Haggada und Kabbālā zu Phantasiestücken andächtiger Inbrunst, zu seraphischen Gebeten, zu einem Meer religiöser Hingabe. Aber Kalir ist eben unter vielen ungleichartigen Talenten und zum Unbedingten Getriebenen der Prototyp. Die Macht seiner schöpferischen Empfindungen, seiner fruchtbaren, segenströmenden Phantasie überschreitet die Grenzen. Er entwickelt die biblischen und neuhebräischen Worte zu unerhörten, posaunengewaltigen Bildungen; erobert sich und der Judenheit eine neudröhnende, heranstürmende Ausdrucksstärke. In seiner lauten Kraft und hymnisch-lyrischen Ausbreitung ist er ein mittelalterlicher Mensch. Die allen Zwang sprengenden Ideen sind noch triebhafter als das formale Vermögen. Dabei kettet er seine überschäumende Expres-

sion an den Zwang prangender, kunstvoller Reime, die — im hebräischen Urtext — noch heute unermeßlich wirken, wie glänzende Diademe und wie aufschreckende Donnerschläge, in ihrer verwirrenden asiatischen Überfülle.

Der größte weltliche Poet im jüdischen Italien ist Immanuel ben Salomo ha-Romi, Zeitgenosse der ersten italienischen Dichter von Ruf und Namen. Immanuel ist der erste Verpflanzer der altprovenzalischen Sonettform auf den Boden Italiens und hiermit bahnbrechend für Europa. Sein Divan „Sefer Machberot“ tritt in der Handhabung alter hebräischer Sprachschätze, in der unglaublichen Leichtigkeit mit den Meistersängern Andalusiens in erfolgreichen Wettkampf. Seine Weise ist ein zauberisch gewandtes Gaukelspiel, possierlich und empfindsam. Man hat ihn den jüdischen Aretino genannt; das ist eine närrische Übertreibung. Aber man darf ihn den Heine des Mittelalters heißen und — neben dem Karaiten Chawi el Balki — auch den jüdischen Voltaire. Seine Gedichte, Makamen, Parodien, Novellen, Distichen, Sonette klingen in einen Hymnus auf die Zukunft der Menschheit aus. Er war mit Dante befreundet und schuf ein würdiges Seitenstück zur Divina commedia, nämlich eine menschliche Komödie. (Daß er daneben auch in italienischer Sprache Sonette dichtete, versteht sich beinahe von selbst.) Er wirkt als Gesamterscheinung bunt, extravagant. Überraschend ist die hohe Unparteilichkeit, die formale Beweglichkeit, die Gestaltungskraft. Es ist natürlich, daß mancher Historiker der jüdischen Literatur sich von diesem Poeten und Pulcinell der Pulcinelle abzuwenden für unumgänglich nötig hielt, als jonglierte dieser mit siebenarmigen Menoras. Gewiß versteigt sich Immanuel ha-Romi zu recht unheiligen Darstellungen, glänzt in der Algebra des Virtuosentums, belädt seine Gedichte mit orientalischem Prunk, als wären es Schiffe aus Zypern oder gar Indien. Der platonische Eros liegt ihm eher als das Anathema, und die Gärten des Dekameron ahnt seine minder danteske als boccacciöse Natur.

Immanuel Romano war ein großer Dichter in Israel und in Italien. Ausgesprochener Nachahmer Dantes ist Mose de Rieti, der im „Mikdasch meat“ eine Art Epos in hebräischen Terzinen gestaltete. Wie Dante, ohne dessen Feuergeist und Allgewalt, malt er phantastisch, in flammenfarbenen Bildern himmlische Gesichte. Er schaut im Himmel Tanaim, Amoraim, die Gaonen und Weisen. Handelt es sich auch hier mehr um üppig versifizierte Literaturgeschichte, so ist die metrische Leistung geradezu imponierend.

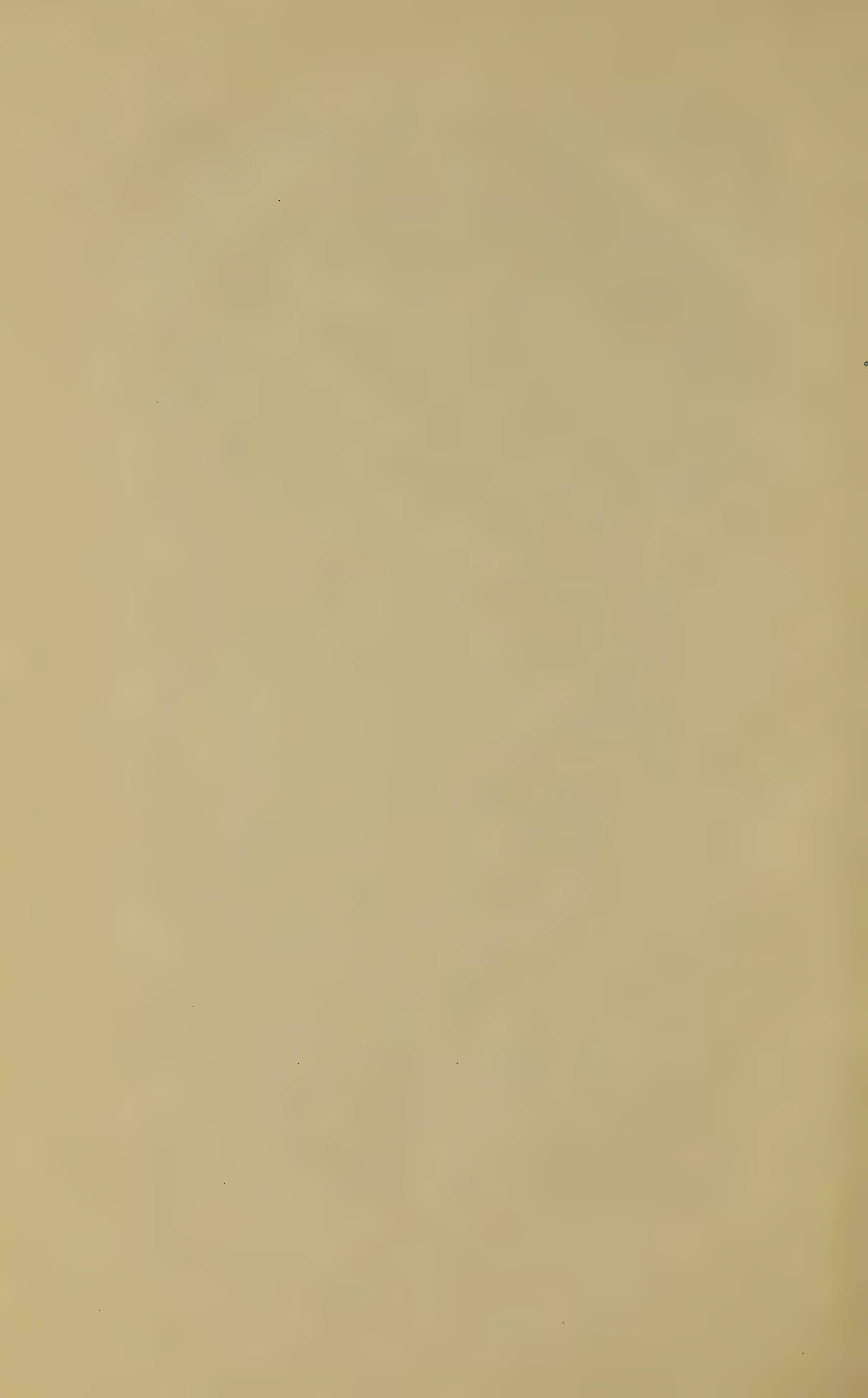
Neue Buntheit in der jüdischen Literatur Italiens bereiteten die Renaissance vor und die heilsame, ja geniale Philologie Elia Levitas und Azaria dei Rossis, echter Humanistennaturen. Ein gelehrter Dichter und Klassizist ist Leon de Modena, der seltsame Rabbiner und Seelsorger von Venedig. Eine rätselhafte Doppelnatur zwischen Aberglauben und Unglauben, zwischen Aufklärung und Kabbala. Er schreibt gegen das Kartenspiel und ist ein Spieler; gegen den Sohar — und verfertigt Amulette. Eine leichte Feder, geistreiche Laune, wohlabgewogene Mischung von Ernst und Schalkheit, ethisch aus dem Geleise gebracht. Ein glänzendes Talent immerhin, und gar kein Charakter. Leo Hebraeus, Sohn des berühmten Isaak Abravanel, schreibt italienisch ziselierte Gespräche, Nettigkeiten und Niedlichkeiten über die Liebe, ist kosmopolitischer Neuplatoniker, im Gegensatz zu seinem Vater, dem jüdischen Aristoteliker, und alles in allem selbst um diese Zeit einer der glänzendsten philosophischen Köpfe Italiens.

Der Ruhm zweier Dichterinnen erstrahlt: der Römerin Debora Ascarelli und ganz besonders der Venezianerin Sara Copia Sullam, die ein katholischer Priester vergeblich zu bekehren trachtete. Die gefeierte Frau schlug ihn durch Geistesschärfe, spontane Sprachkunst und faszinierende Dialektik. Weit wesentlicher ist Mose Sacuto, Studiengenosse Spinozas, Schöpfer eines der ersten, vielleicht des ersten hebräischen Dramas „Jessod Olam“,

„Grund der Welt“, eines kabbalistischen, nach fernen Gestirnen greifenden Werkes, dessen Held Erzvater Abraham ist. Kabbalistisch verwurzelt und auf rabbinischer Basis, unter Zugrundelegung des Traktats Gehinom, schuf Sacuto sein seltsam danteskes Gedicht „Tofte aruch“. Ein zum mindesten frappantes Seitenstück dazu, ein Paradiso, dichtete Jakob Daniel Olmo. Auch er benutzt für seine poetische Verarbeitung Gemara und Sohar.

Sie alle übertrifft das Genie Mosche Chajim Luzzattos. Er war Künstler und Mystiker, Gelehrter und Visionär. Seine Poetik zeugt von gründlicher Kenntnis klassischer Autoren. Seine religiöse Poesie entspringt innerstem Gefühlsleben. Luzzattos echte Mystik und Askese bezeugt sein tragisches Leben; daneben tun's seine soharistischen und ethischen Schriften. Im Drama, in „Lajescharim Thilla“, nützt er griechische und jüdische Weltansicht und den italienischen Mechanismus der Szene. Der hebräische Stil Luzzattos ist sensitiv, voll von neuer Kultur und Gesittung. Auf den Gebieten des jüdischen und außerjüdischen Wissens war er gleich beschlagen. Die Mystik zog ihn in ihre Tiefen. Er rühmte sich übernatürlicher Gnaden und schrieb mit zauberhafter Phantasie. In hundertundfünfzig Psalmen strömte er Empfindungen aus, wie niemand vor ihm seit Gabirol und Halevi, vielleicht seit Assaf und Jeduthun, d. h. seit König David. Aber er neigte zu Häresie, tempelritterlichem Essenertum. Und so belegte ihn die Synagoge mit dem Cherem. Auch er schliff Juwelen, um sich zu ernähren, wie Spinoza. Aber seine kostbaren Worte sind köstlicher denn Juwelen. Wie Jehuda Halevi, starb er in Jerusalem, auf einer Wallfahrt. Aber sehr jung, kaum dreißig. In seiner Lyrik und Dramatik ist jüdisches Gefühl und Wohlklang Italiens: im „Turm des Sieges“ sowohl wie im „Simson“ und in „Lajescharim Thilla“. In einem zweiten Sohar legte Luzzatto seine Ideen zur Kabbala nieder. Das merkwürdigste an ihm ist, daß er, wiewohl nicht ohne Zu-

sammenhang mit Sepharad — er übersetzte die Lusiaden des Camoens ins Italienische —, kein orientalischer Romantiker ist, sondern ganz und gar ein moderner Jude, ein moderner Geist im sublimsten Sinne des Wortes. Dabei ein kabbalistischer Dichter mit einer Seele wie die gestirnte Nacht. Sein Leben und seine Verse sind Leidenschaft und Ebenmaß, Traum und Flamme. Ihm leuchteten geweihte, brennende Berge. Er war ein stiller Träumer und ein verhängnisvolles Gemüt, einer, der sich nach Überirdischem, nach glänzenden engelhaften Schwingen sehnte, und ein milder künstlerischer Genius. Sein Leben aber — in ewig spannender Begeisterung — brachte ihn dazu, sich selbst für den Cäsar Messias zu halten.



# VIERTER VORTRAG



Hochwertige Formung des Gefühls, der Qualen und Freuden, des seltsamen Lebens und Wesens ist jüdische Literatur in den Kulturbereichen Spaniens und Italiens. Kosmos. Selbst die spanische Kabbala ist gedankenvolle Geistesbildung, dichterisch verklärt oder wissenschaftlich-theoretisch, Schale des Lebens, zarte Musik, edelentsprossener Rosenhonig, innerliche Meditation. Bei den philosophischen Mystikern Gikatilla und Ibn Latif, bei dem rastlosen, seraphischen Abraham Abulafia, sogar bei dem wunderlichen oder genialen Autor oder Redakteur des Sohar, Mose de Leon. Dieser behauptete und versicherte, der himmelhohe, abgrundtiefe Sohar, bunteste Vertiefung in das Geheimnis Gottes und der Schöpfung, sei von keinem Geringeren als dem geheimnisheiligen Tanaiten Rabbi Simeon ben Jochai niedergeschrieben, der zuerst das innere Licht, die Seele der Thora geschaut hatte. Sicher ist es, daß Mose de Leon, der Legendenumrankte, selbst ein glänzender Schriftsteller war, mit wissender Weisheit begabt, mit wachsender Erkenntnisklarheit, dazu intim vertraut mit der überströmenden, edlen Mystik Gabirols und des Jehuda Halevi. Die Sephardim stützten ihre ungefälschte Kabbala durch verwöhnte Weisheit, schwelgerische Dichtung und haarscharfe Komplikationen der Philosophie. Es ergaben sich metaphysisch-heterodoxe Kommentare, Subtilitäten, jüdische Upanishads. Die französischen, deutschen, türkischen, polnischen Juden waren

vor allem gläubig erregt, von heißester Inbrunst erfüllt. Der Weg der Kabbala führt, wo man auch immer ihren Ursprung annehmen mag — in Erez Jisrael, Ägypten, Indien oder Persien, vielleicht da und dort —, von Spanien über Deutschland, Palästina, nach Polen, ins Chaotische, Überschäumende, Uferlose, Unbegrenzte. Aller Kabbala gemeinsam, Grundgedanke, Grundgefühl ist: das ekstatische Gottgewand des großen Allgeistes, dessen Macht und Herrlichkeit, dessen Einssein mit dem menschlichen Ich in Farben der Offenbarung geschildert wird.

Die mittelalterliche und frühneuzeitliche Literatur jüdisch-fransösischer und deutsch-jüdischer Observanz offenbart nicht im entferntesten den ganz besonderen, smaragdblitzenden künstlerischen Rang, den wir bei Sephardim und Italienern finden. Und was an lieblichen arabischen Spangen, an geschliffenen alten und jungen künstlerischen Formen in Frankreich und Deutschland vorhanden ist, geht schließlich und endlich auf Spanien, Italien zurück. Der moralisierende Roman, die bissige Satire, die gymnastisch-musikalische Reimprosa, die spärlich angebaute weltliche Lyrik. Aus Spanien kamen zuerst und wurden dann durch französische und deutsche Juden weiter verpflanzt all die Gleichnisse, Fabeln, Märchen, Erzählungen indischen, persischen, arabischen Ursprungs. Die Spaniolen und die Italiener sind in halb erschreckender, frevlerischer, halb erstaunlicher Art assimiliert. Im Zeitalter der Renaissance lehren jüdische Philosophieprofessoren und Ärzte an Universitäten Italiens; wenden jüdische Literaten ästhetische Prinzipien Ciceros und Quintilians auf die heilige Thora an, oder produzieren lilabunte Abhandlungen über Petrarca und seine Laura. Kurzum, die Sephardim und auch die Italiener sind bis in die Fingerspitzen Kulturjuden.

In Frankreich ist das noch anders, und erst recht in Deutschland. In Frankreich waren Blutbeschuldigungen, Autodafés verhältnismäßig selten. Dagegen vernichteten

religiöse Bewegungen, wie die Albigenserkriege, zahlreiche Juden, und dann passierte die Massenaustreibung unter Philipp dem Schönen.

Ludwig der Heilige ließ den Talmud öffentlich verbrennen. Die Assimilation äußerte sich in der intensiven Verwendung der französischen Sprache, oftmals im Gebrauch französischer Namen. In späterer Zeit gibt es marannische Flüchtlinge in Frankreich und elsässische Juden dazu. Talmudhochschulen erwuchsen in der Champagne, im Languedoc, blühten riesenhaft auf. Toulouse, Troyes, Narbonne, Montpellier, Béziers, Lunel, Limoges sind Mittelpunkte jüdischer Geistestätigkeit. Raschi und die Tossafisten sind ihre mächtigsten Exponenten.

Die Provence vermittelt zwischen der jüdisch-spanischen Kultur, Philosophie, Kunst und der französischen Talmudgelahrtheit. Seine ersten Talmudisten bezieht Frankreich aus märchenweiter Ferne. Symbolisch klingt die Nachricht, daß ein Jude aus Bagdad mit Namen Machir als Gesandter Harun al Raschids an Karl den Großen nach Frankreich kam, in Narbonne ein Lehrhaus gründete und vom Kaiser den verheißungsvollen Titel „König der Juden“ erhielt. Es gediehen nun überall Köpfe, Sichter und Sammler. Die markanteste Persönlichkeit ist Rabbi Schelomo Jizchaki aus Troyes, der große Raschi. Nächst Maimonides ohne Zweifel die einflußreichste Erscheinung in der jüdisch-mittelalterlichen Literatur und weit darüber hinaus. Ja, er wurde viel volkstümlicher als die Koryphäen Maimonides und Abraham ibn Esra. Die Tendenz seines Schaffens lag darin, das weite Gebiet der jüdischen Religionswissenschaft durch allerintimste Kommentare allgemein zugänglich zu machen. Ein leuchtender Stern am Firmament des jüdischen Geisteslebens, der sein Licht gleichmäßig und nach allen Richtungen verbreitete. Ohne eigentliche philosophische Voraussetzungen, ohne sprachwissenschaftlichen Apparat ging Raschi ans Werk. Und dieweil kritisches Wissen einen genialen Exegeten wie

Ibn Esra zuweilen hemmte, trat Raschi ohne Skeptizismus, mit absoluter Unbefangenheit, kristallrein, leidenschaftlich aufrichtig an seine Sendung heran. Er hat schier die ganze Bibel und nahezu den ganzen Talmud erläutert. Und nach der Sitte der Zeit, hat der Weise von Lothringen auch Selichot, synagogale Poesien gedichtet. Köstlicher, dichterischer ist sein von alten Überlieferungen durchschossener Kommentar zum Hohenlied. Seine schlichten, knappen, streng sachlichen, ungemein anziehenden Kommentare sind tief ins Volk gedrungen, das für die metaphysischen Bedenken, für die spekulativ-philosophische Weltharmonie, für die Sprüche und Widersprüche der arabischen und spanischen Schule nicht allzuviel übrig hatte. Gelegentlich erklärt Raschi durch französische Übersetzung, die er mit hebräischen Buchstaben fixiert. Des berühmten Deuters Bibelkommentare wurden später das erste hebräische Buch, das aus der Druckerpresse hervorging. Denkwürdig, daß Raschis Einfluß sich einschneidend auf die christliche Bibelexegese erstreckte, die damals ansonsten in allegorischen und mystischen Auslegungen zu schwelgen pflegte. Einer der bedeutsamsten christlichen Exegeten, Nicolaus de Lyra, gesteht in einem Hexameter, wieviel er just für die schlichte Worterklärung dem genialen Spürsinn des Raschi zu verdanken habe. Von Lyra aber führt der Weg zu Luthers Einfühlung in die Bibel. Ein alter Spruch lautet: „Lyra non lyrasset, Lutherus non saltasset“, — „Hätte Lyra nicht aufgespielt, so hätte Luther nicht getanzt.“ — Legenden und Wundertaten erzählen vom Leben Raschis, von seinen Wanderungen durch die Welt. Aber die schlichten Tatsachen genügen.

Durch Jahrhunderte wirkte der Kreis der Tossafisten, der Glossatoren, der Raschi-Schüler im Sinne und nach dem Vorbild ihres Meisters. Ein erlesenes Haupt der Tossafistenschule war Rabbenu Tam, ein Enkel des Raschi. Ein Poet überdies, der von den Dichtern Andalusiens das Meistersingen gelernt hatte, mit dem wundersamen Abra-

ham ibn Esra befreundet. Später strömt in die Tossafistenpoesie und -halbpoesie entirdischte Kabbalistik.

Und zwischen Sepharad und Zarfat liegt die liederreiche Provence. Auf ihrem Boden treffen sich bunte Weisen und lockende Richtlinien. Hier leben die famosen Nachgestalter- und Übersetzerfamilien Kimchi und Ibn Tibbon. Die Kimchiden sind Lexikographen, Philologen, Ästhetiker. Die Tibboniden schaffen erst den philosophischen Stil des Hebräischen, das ganz besondere Idiom der jüdischen Wissenschaft; denn man darf nicht vergessen, daß unsere klassischen Philosophen in Spanien vorwiegend oder fast nur arabisch schrieben.

Die französischen Rabbinen sind fromm, wie etwa in späterer Zeit die polnischen. Sie halten es für nötig, gegen den Maimonismus der Sephardim mit dem entzündeten Bannstrahl vorzugehen. Erst die öffentliche Verbrennung des Talmud zu Paris, eins der gewaltsamsten, brutalsten Ereignisse im jüdischen Geistesleben des Mittelalters, bringt die Verirrten und Verrannten zur Raison. Ironie der Weltgeschichte, daß unter den vierzig Zensoren, deren Wahnwitz jenes niederträchtige Autodafé beschlossen hatte, sich Albertus Magnus befand, ein christlich scholastischer Gelehrter und Philosoph, der wie kaum ein anderer vom Maimonides hypnotisiert war.

Jakob ben Abbamari Anatolio, aus der Provence gebürtig, mit den Tibboniden verschwägert und in ihrer Tradition aufgewachsen, gerät in unmittelbare Beziehung zu dem aufgeklärtesten Monarchen seiner Zeit, dem deutschrömischen Kaiser Friedrich II., dem Hohenstaufen. Zu Neapel überträgt Jakob Anatolio für den erstaunlich kultivierten Kaiser den Aristoteles, den Averroes aus dem Arabischen ins Hebräische. Anatolio ist ein grenzenloser Bewunderer des Maimonides und, schon mit Rücksicht auf seine Stellung am Hofe Friedrichs, religiös einer der tolerantesten Schriftsteller des Mittelalters.

Jakob ben Machir aus Montpellier arbeitete astronomisch

dem Copernicus vor und übersetzte Aristoteles, Averroes, Euklid. Heiße Seelen — Abraham ben David, der streitbare Rabbi von Nîmes, und sein Sohn, der blinde Isaak, waren die ersten Träger der neuerwachten Mystik in Frankreich; und ihr strahlender Ruf als Kabbalisten ist beinahe so hochansehnlich wie der des Abraham Abulafia und Mose de Leon. So eklatant divergierten die höheren Interessen auch unter den Juden in Frankreich — zwischen weltlichem Aufschwung und magisch-religiöser Besessenheit.

Man interessierte sich für Troubadourdichtung. In ihre Erklärungen des Hohenliedes verweben die Tossafisten Anspielungen auf die profane Dichtung ihrer Zeit. Einer bemerkt rührend naiv: „Auch heute noch pflegen Liebhaber Locken ihrer Geliebten aufzubewahren." Andere warnen vor leichtbeschwingten Romanzen und schmachtenden Liebesgedichten. Isaak von Corbeil erzählt äsopische Fabeln. Berachja Hanakdan gar ist ein überaus origineller, ja meisterlicher Fabeldichter, wie in späteren Zeiten Lafontaine. Seine Mischle Schualim (Fuchsfabeln) haben auf die Reinekedichtungen des Mittelalters und der Neuzeit, Goethe nicht ausgenommen, intensiv abgefärbt. Und die altfranzösische Königin und Dichterin Marie de France hat wahlverwandt aus Berachja geschöpft. Die Fabeln halten die Mitte zwischen äsopischer Kürze und der indischen Ausführlichkeit Bidpais. Man hat die liebenswerten Ergötzlichkeiten ins Lateinische übertragen, und von Lessing sind sie in die deutsche Literatur eingeführt worden.

Überhaupt hat die spanische, französische, deutsche Judenschaft, auf dem Weg über das Hebräische und das Latein, den unverhältnismäßig beträchtlichsten Teil der in Europa verbreiteten orientalischen Fabeln und Erzählungen importiert. Anderseits kam es auch schon vor, daß man nach französischen Originalen arbeitete. Ein empfindsamer Poet und Formkünstler, von Zartsinn und

Wohllaut erfüllt — „Judaeorum poeta dulcissimus" —, war Joseph Ezobi aus Perpignan, den der prächtige Reuchlin ins Lateinische übertrug. Ezobi spricht beiläufig als erster den durch Buffon zwingend und populär gewordenen Satz aus: „Am Stil erkennt man den Menschen."

In der Provence ist Jedaja Hapenini zu Hause. In Künsteleien und Kunstfertigkeiten provenzalischer Dichtung bewandert, wird er von Juden ehrenhalber Hameliz, von Christen der jüdische Cicero genannt. Er betätigt sich als Frauenlob; formt ein kluges, pessimistisches, wirklich poetisches Lehrgedicht. Was er über Raum und Zeit denkt und gestaltet, klingt schier wie vorempfundener Kant. Mendelssohn hat einige Partien übersetzt, die Lessing und Goethe der Hochschätzung wert befanden.

Aus der Provence, aus Arles, stammte Kalonymos ibn Kalonymos, der Maestro Calo. Er ging nach Italien und arbeitete im Auftrage des Königs Robert von Neapel wissenschaftlich. Es gibt von ihm eine humoristisch geißelnde Dichtung, einen ruhig-ironischen Sittenspiegel. Doch ist der Vergleich mit den sensitiven, exorbitanten Dichtungen des Immanuele Romano, dem Kalonymos befreundet war, entschieden deplaziert.

Neben Raschi, ihm polar entgegengesetzt, ist die originellste literarische Persönlichkeit unter den Juden Altfrankreichs Levi ben Gerson, Leon di Bannolas, de Bagnolles, der Ralbag. Ein völlig unbefangener, untrüglich kritischer Philosoph. Mit staunenswürdiger Unerschrockenheit setzt er sich gegen herkömmliche religiöse Anschauungen zur Wehr. Er ist ein Unbezähmbarer, der kühnste Denker auf dem grandiosen Pfad von Maimonides zu Spinoza. Seine „Milchamot Adonai" („Kriege des Herrn") sind eins der lesenswertesten Bücher des Mittelalters. Für des Gersonides Astronomie interessierte sich Papst Clemens VI. und, was noch mehr sagen will, Kepler. Vor allem: Levi ben Gerson, das ist keine halbwegs plausible Anwendung fertiger griechischer Philosophie auf Lehren

der Thora, kein Plato und kein Aristoteles, auch kein Alfarabi und Ibn Tofail, sondern stärkste jüdische Originalität.

Seltsam und wesentlich wirkt Prophiat Duran, ein Zwangstäufling, eigentlich Isaak Halevi, der meisterlich, schrillironisch, maskenhaft in einer Schrift „Al tehi k'Abotecha“ („Sei nicht wie Deine Väter“) gegen das Christentum polemisierte. Joseph Albo aus Montreal, noch heute populär, zollte den großen jüdischen und arabischen Rationalisten und dem rauschhaften Sohar Verehrung und suchte nach einer fruchtbaren Synthese.

Dieweil noch Reuchlins Schutzschrift für den Talmud in Paris öffentlich verbrannt wurde, errichtete man einige Jahre später, da ein neuer Wind wehte, an der Sorbonne einen Lehrstuhl für hebräische Sprache und Literatur, schwärmte in fortgeschrittenen Kreisen des christlichen Paris für Kabbala und Maimonides.

Als wunderliche Kuriositäten seien noch erwähnt: Einer der famosesten Astrologen und Wahrsager des Mittelalters, Michel de Notre Dame, jener von Goethe im Faust zitierte Schwarzkünstler Nostradamus, war als Jude in Frankreich geboren. Und einer der bedeutsamsten französischen Philosophen, der fessellose Begründer des Relativismus und des Essays, Michel de Montaigne, der Skeptiker in der Weltliteratur, entstammt mütterlicherseits einer nach Frankreich verschlagenen christianisierten und geadelten Marannenfamilie.

Der französische Jude Berachja Hanakdan hat seine findigen Fabeln zufällig in England geschrieben. Die englischen Juden hielten sich für einen Zweig der französischen Judenschaft, sprachen und schrieben französisch. Nach der Vertreibung durch Johann ohne Land gab es nur noch vereinzelte Juden auf der Insel. Christopher Marlowe kannte für seinen korrupten „Juden von Malta“ kein reales Vorbild. Shakespeare für Shylock: den verrufenen Leibarzt der Königin Elisabeth, den Marannen Rodrigo

Lopez. Erst Cromwell und der puritanische Geist ließen die Juden, zuerst Sephardim, wieder nach England.

Ohne bürgerliche Freiheit, ohne feste Wohnstätte, gestoßen und gepufft von allen Seiten, vegetierten die deutschen Reichsjuden. Nicht ohne Grund sind in der deutsch-jüdischen Literatur des Mittelalters die Klagelieder so zahlreich.

Aus Italien, aus Lucca, verpflanzt Karl der Große die jüdische Gelehrtenfamilie Kalonymos nach Deutschland. Aus Lothringen stammte, aber von Mainz aus tätig war Rabbenu Gerschom, dessen Ruf aber nicht auf durch blutige Vorfälle inspirierten Bußgesängen basiert, sondern auf einer schöpferischen Jurisdiktion. Dieser Gesetzeslehrer schaffte bekanntlich offiziell die Polygamie ab und machte sich auch sonst um das soziale Leben des Judentums verdient. Er war ein toleranter, im Leben tiefunglücklicher Mann. Sein Ruf verdunkelte die Meister von Sura und Pumbeditha.

Und sie schrieben tiefempfundene dichterische Berichte und gehäufte Klagelieder anläßlich der Kreuzzüge, schmerzensreiche Liturgien im Sinne der spanischen Meister. So der bekannte Meïr von Rothenburg.

Ungleich gewichtiger erscheinen mir die deutsch-jüdischen Mystiker Eleasar ben Jehuda aus Worms und Jehuda ha-Chassid, Regensburg. Jehuda ha-Chassid ist Mystiker, nicht aus fundierter Philosophie und nicht aus querköpfiger Opposition gegen Philosophie, sondern aus gesammelter Seele, aus dem Schmerz des Lebens und dem Leid der Zeiten. Über die subtile Halacha stellte er die Liebe zu Gott (die christlich-deutsche Mystik spricht von sakrosankter Gottesminne). Dichterisches, Sittliches, Gottversunkenheit verschmelzen, verschweben. Er hat ein Buch von der himmlischen Glorie und ein Sefer ha-Chassidim geschrieben. Der Grundzug dieser Bücher ist überzeugende, rechtliche, reinliche Liebe zu Gott und zu den Menschen. Neben zarten, schwärmerischen Tönen erklingt asketische,

lebenverneinende, weltverzweifelnde Mystik. Diesen deutschen mystischen Chassidismus pflanzte Eleasar ben Jehuda-Worms fort, — Talmudist, Mystiker, Bußdichter, Moralist, Astronom, Kommentator des Sefer Jezira, an Saadja, Ibn Esra geschult, nach einem seiner Hauptwerke „Rokeach" genannt. Er setzt die spanische Kabbala fort, bildet die phantastische Engellehre aus und leitet zur verwegenen, ungemein vitalen Lurianischen Lehre hinüber.

Diese beiden jüdischen Mystiker haben ohne Zweifel, wiewohl bestimmt unbewußt, Beziehungen zur deutschen Mystik, zu Meister Eckhart, Tauler und Heinrich Suso.

Viel weniger barsch und robust, viel menschlicher als die deutschen Fürsten, Ritter und Spießer denken die Dichter des deutschen Mittelalters — Wolfram von Eschenbach, der im „Parzifal" von einer Aussöhnung der Religionen träumt, und der erdfrische Walther von der Vogelweide. So gibt es denn auch in diesem Kreis der Minnesänger einen Juden, Süßkind von Trimberg, einen echten Zögling Wolframs und Walthers. Der genoß und schlürfte Schönheit, Träume, bunte Aussichten. Er schrieb wohlgeebnete Verse, keine schlechteren Poesien als andere deutsche Troubadours auch. Nur daß seine Lieder alles in allem trüber, pessimistischer, spinöser sind, entsprechend seiner abseitigen Stellung in der Welt, die ihn mit Ach und Krach duldete. Künstlerisch genommen ist Süßkind von Trimberg alter Schnee; aber psychologisch interessant: ein martervoll verdutztes Gemüt, ein grausig wirkliches Problem.... Anderseits gab es damals hebräische Gedichte in der Nibelungenstrophe und Bearbeitungen der Artussage für jüdische Leser. Einem deutschen Volkslied wird Chadgadja nachgesungen.

Indessen sprachen massive Tatsachen, flammten Holzstöße, drangsalierten markdurchbohrende Folterwerkzeuge, vollzogen sich munter und schonungslos Pogrome. Der Marterbecher der Bitternis kochte über... Dann gab es jahrhundertelang kein wesentliches hebräisches Schrift-

tum mehr in Deutschland. Denn etwan jener Kampf, der sich, dazu in viel späterer Zeit, zwischen dem Pilpulisten, Mystiker, Gelehrten und vermutlich heimlichen Sabbatäer Jonathan Eibeschütz, einer umschatteten Zwielichtnatur, und dem strenggeistigen, unbeugsamen Jakob Emden abspielte, geschah zwar größtenteils auf deutschem Boden, war aber doch mehr eine ostjüdische Angelegenheit.

Der fortschreitenden Aufklärung ist es teilweise zu verdanken, daß sich manche Christen für jüdische Literatur interessieren. So der vorurteilsfreie, französische Historiker Basnage, so die Buxtorfs in Basel, der Missionar Wagenseil, die Königin Christine von Schweden, die sogar Hebräisch lernte. Karl XII., schwedische und holländische Protestanten kümmern sich um die Karäer, suchen mit ihnen anzubandeln. Auch Voltaire sympathisierte mit den Karäern, witterte womöglich in dem originellen karäischen Ketzer Chawi el Balki einen Vorläufer. Leibniz und der berühmte Kanzelredner und Lobhudler des Absolutismus Bossuet suchen Anschluß an die jüdische Kabbala, beiläufig ohne positive Vorkenntnisse. Bossuet spricht in einem Brief an Leibniz vom Talmud, den ein Herr Mischna übersetzt habe. — Hahnebüchen naiv!

Inzwischen entwickelt sich in Deutschland, namentlich seit der Reformation, eine jüdische Volksliteratur. Schon in einem kabbalistischen Werk des Eleasar Rokeach kommt ein deutsches Wort vor: nämlich „Spürhund". Deutsche Glossen finden sich bei Raschi und den deutschen Tossafisten. Aus dem vierzehnten Jahrhundert existiert eine jüdische Historie vom König David, deutsch geschrieben. Das Fränkische und Schwäbische prädominiert im Dialekt. Italienische, französische, provenzalische, holländische und natürlich hebräische Einflüsse treten hinzu. Es tauchen Versionen der Bibel und Gebete auf, Erbauungsbücher, ethische Werke; wildwüchsig — Romane, Gedichte, Possen und Schwänke. Die Bibelübersetzungen zeigen eine

mehr oder weniger hoch entwickelte und verlockende Deutschheit. Der Urtext lautet: Wajiwas Esaw et ha-bechora; im heutigen Deutsch: „Und Esau verachtete die Erstgeburt.“ Damals heißt es einmal: Es verschmähte Esau seine Erstigkeit; ein anderes: Also verachtete Esaw seine Erstgeburt; ein drittes: Und Esaw verschmähte die Bechora; ein viertes (besonders kühn): Und es hat mewasse gewesen Esew die Bechore.

Es entstehen der Teitsch-Chumesch, das Z'ena Ur'ena, Reimparaphrasen des Siddur, „Brant“-Spiegel, Rosengärten, Zierspiegel, Zuchtspiegel, — eine umfangreiche Literatur für Frauen. Auch neuhebräische Dichter werden ins Jüdische übersetzt: Alcharisi, Immanuel, Berachja, Jedaja Penini, und halbhistorische Schriften, wie der Jossipon. Maasse-Bücher liefern heilige und profane Erzählungen. Deutsche Volksbücher werden übersetzt: der Eulenspiegel, die Sieben Weisen von Rom, König Artus, die Geschichte von der schönen Magelone, Fortunatus mit dem Wunschhütlein, Preciosa, Schildbürgereien, Lallenbürgereien. Boccaccio fehlt nicht unter den zurechtgemachten Autoren, und erst recht fehlen keine Traumbücher, Possen und Lieder. Von den Memoiren sind die Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln sehr bekannt geworden.

In der Türkei und besonders in Palästina gab es eine Nachblüte der sephardischen Dichtung und Wahrheit. Das Mäzenatentum des Don Joseph Nassi, Herzogs von Naxos, fördert die jüdischen Literaten Konstantinopels, Adrianopels. Moralphilosophische Gedichte, Oden, Epigramme, poetische Fundgruben, allegorische Dramen entstehen. Der christliche Minneroman wird jüdisch-osmanisch, schöngeistigerweise bearbeitet. Zu Hause sprechen die türkischen Sephardim ihr Ladino. Und es entwickelt sich als Parallelerscheinung zur jüdisch-deutschen eine volkstümliche Ladino-Literatur.

Die stärkste lyrische Begabung Palästinas ist um diese Zeit Israel Nagara. Er baut alle Gattungen mittelalterlicher

Poesie an, religiöse und weltliche Stoffe in seinen Semirot Jisrael. Er entwickelt in seiner Poesie (Sie kennen zum mindesten „Jah Ribon olam") eine besondere Technik durch Zugrundelegung von saftfrischen, profanen, nahezu operettenhaften Melodien und Umkleidung mit Glaubensinbrunst und dem rätselhaft schönen aramäischen Idiom; weswegen ihn manche Asketen im Heiligen Lande, so Chajim Vital, als einen Entheiliger glatt ablehnen.

Diese Mystik blüht zumal in Safet auf. Auch in Europa sind ihre Heiltränke, Elixiere und unsterblichen Kräfte der Erneuerung wieder sehr im Schwange. Die Spaniolen brachten die sephardische Kabbala ganz besonders nach Palästina und nach Italien. Es ist die Zeit der Pseudoerlöser. Man wird fortgerissen, verstrickt, betört und berauscht. Der italienische Kabbalist Joseph von Arli verkündet den feuerfarbenen Ruhm des sensitiven Marannensprößlings und verzückten Visionärs Salomon Molcho und — Luthers. Der junge Salomon Molcho hatte sich hinwiederum — aus Liebe zu seinem „Messias" David Rëubeni — eigenhändig beschnitten. Aber in Safet, in Galiläa blüht ein illustrer Strahlenkreis auf. Joseph Karo, von den Gipfeln rabbinischer Weisheit zu tausend Ekstasen fortgerissen, der hehre Autor des Schulchan Aruch, unterhält Beziehungen dahin. Salomon Alkabez, der Dichter von „Lecha dodi", ist Mystiker und Mitglied dieser unsichtbaren Synagoge. Er verwob kabbalistische Vorstellungen in die Akkorde seines Gedichts, das den Juden jener und auch späterer Zeiten zugleich als eine quellende, schwelgende Revolutionshymne galt. Mose Cordovero verbreitet und kommentiert in seinen Büchern die Lehren der spanischen Kabbala. Joseph Sagis organisiert diesen Kreis, der wie kaum ein anderer an essenische und buddhistische Orden erinnert. Die Prominentesten sind Jizchak Luria und Chajim Vital. Lurias aramäische Gesänge, später Organ jüdischen Sektierertums, sind von lebendigem Lyrismus getragen. Jizchak Luria, oder Aschkenasi, aus einer deutschen, nach Palästina

eingewanderten Familie, bildet in sich die Mystik der Spanier Abulafia und Mose de Leon, der Deutschen Jehuda ha-Chassid und Eleasar Rokeach schöpferisch um. Er verlebt, wie es heißt, zwanzig Jahre der strengsten Abtötung und Zurückgezogenheit am Nilufer. Der Prophet Elias erscheint ihm . . . Luria und sein Jünger Chajim Vital schaffen die Lurianische Kabbala. Die ist von der letzten Spur Rationalismus frei, voll von Visionen und Ekstasen, Buch der Seelenwanderung, Baum des Lebens, Poesie, hinreißende Tiefe und Wärme, Gottesliebe, Alchimie, praktische Kabbala. Ihre Lehre von den Kelipot, von den Manifestationen, und vom Weg der Vergeistigung, der Gottesordnung führt vom offiziell Jüdischen einigermaßen abseits. Jizchak Luria und Chajim Vital berufen sich, wie schon der Sohar, auf Rabbi Simeon ben Jochai, dessen Grabstätte in Meron, in der Nähe von Safet liegt. In Wirklichkeit trennt diese verwegenen Mystiker nur noch ein Schritt von Sabbatai Zewi. Womit ich ihre Überzeugung und überzeugende Kraft nicht eine Sekunde lang in Zweifel gezogen haben möchte. Selbst ein enragierter Antikabbalist, wie Jakob Emden, sagt: „Es ist von allen bestätigt, daß Rabbi Jizchak Luria ein göttlicher Mensch war.“ Luria, der „Ari“, der Löwe, war eine unangreifbar mächtige Persönlichkeit. Er hatte die körperliche Selbstzucht und die sonnendurchglühte Seele, die Traditionen Deutschlands und die Erfahrungen Ägyptens und Palästinas im Blute. Er wanderte mit seinen Schülern und Adepten durch sichtbare und unsichtbare Landschaft, zu den heiligen Gräbern der Frommen. Er machte mit ihnen Kahnfahrten auf dem Genezareth-See. Nicht die Thora nur, die ganze Welt ist, nach Jizchak Luria, ein wunderbares Geheimnis. Mensch, Tier, Pflanze und Stein sind beseelt. Die heiligen Seelen enthalten Spuren von Unreinheit und die unreinen Zeichen von Reinheit. Luria hielt sich selbst für den Maschiach ben Joseph, aber er befolgte alle talmudischen Erschwerungen sehr genau, war

Büßer, Asket; ein Übermensch, der sich seiner Menschlichkeit bewußt war.

Man bedenke, daß der unvergleichlich geniale Pantheist Spinoza, der außergewöhnlich talentierte Skeptiker und Epikureer Leon de Modena, der Gottsucher und Gesetzgeber Joseph Karo, der fruchtbare und empfängliche Mystiker Chajim Vital und der mehr als seltsame, tollkühne Scharlatan Sabbatai Zewi Zeitgenossen sind. Apollinisches und dionysisches, aber vor allem jüdisches Element in der Weltliteratur. — —

Der Großwürdenträger und Staatsmann am Hofe des spanischen Maurenkönigs Abdurachmans III., Chasdai ibn Schaprut, erfuhr vom Reich der Chasaren an der Wolga. Er vermutete in ihnen die zehn Stämme, jedenfalls Juden. Die problematischen Chasaren waren indessen keine Juden, sondern den Türken, Finnen und Ungarn verwandte Mongolen. Aber Königshaus und Adel, viele im Volke hatten ein sogar rabbinisch gefärbtes Judentum angenommen. Dieses ungefüge Riesenreich zertrümmerte der Russengroßfürst Swjatoslaw. Alles in allem zerstreuten sich die Chasaren nach Innerasien, Spanien, in die Krim, aber auch nach dem damaligen Rußland, nach Polen und nach Litauen. Wladimir der Heilige von Kiew soll vor der griechischen Massentaufe ernsthaft mit den jüdischen Chasaren verhandelt haben. Und es mag chasarischer, also doch fremder Blutzufuhr zu verdanken sein, daß die Kiewer Juden, teilweise aus Byzanz und aus dem Kaukasus gekommen, eine so lebhafte Proselytenpropaganda unter den Russen betrieben.

Von einer Literatur der Chasaren ist nichts erhalten. Doch wird uns berichtet, daß es religiöse Disputationen an den Höfen der Chasarenkönige gab, daß die Chasaren ihre Sprache in hebräischen Lettern schrieben.

Die Masse der russischen Juden stak noch damals ganz im Primitiven.

Chasaren, russische Juden und jene Westjuden, die vor

den Kreuzfahrern und anderen Schrecknissen Europas flüchteten, bilden die erste jüdische Bevölkerung in Polen und Litauen. Dazu zahlreiche Krimkaräer. Aus dem Westen brachte man die deutsche Sprache mit. Nicht als ob man sie, wie Graetz meint, als ein Palladium hütete. Im Gegenteil. Sie wurde höchst individuell behandelt, bekam neuen Rhythmus, slawische und verstärkt hebräische Einschläge. Wurde asiatisch.

Polnische Münzen des dreizehnten Jahrhunderts zeigen hebräische Inschriften. Aber das ist natürlich keine Literatur. Zum Land der jüdischen Geisteselite wird Polen-Litauen erst durch die Stabilisierung europäischer Judenheit in diesen Landen.

Inzwischen passiert ein unerhörtes Ereignis im Moskowiterreich. Mag sein, daß sich noch chasarische Anussim-Tradition im Lande erhalten hatte. Jedenfalls fiel die Saat jüdischer Missionare zunächst auf empfänglichen Boden.

Der Russe ist ja von Hause aus zu Ketzereien geneigt, schon weil er ein religiöser Mensch ist. Ein tolldreister Mann mit Namen Sacharja aus Kiew, nach der Meinung anderer ein vorwitziger litauischer Karäer, scheinbar mit der Religionsphilosophie des Maimuni vertraut, faßte keinen geringeren Gedanken, als das ganze saftige Russenvolk zum Judentum zu bekehren. Es gelang ihm, bei der Geistlichkeit und Intelligenz der westeuropäisch orientierten Stadt Nowgorod durchzudringen, und zahlreiche Nowgoroder schworen ihren Glauben an Jesum und Maria ab und bekannten sich begeistert zur altneuen Lehre, darunter zwei Archipopen, Alexius und Dionysius, die nunmehr als russisch-orthodoxe Geistliche und Propagandaträger des Judentums nach Moskau gingen. Sogar die Schwiegertochter Iwans des III., Jelena, nahm den jüdischen Glauben an. Und wäre ihr Mann, der Thronfolger, nicht rechtzeitig beseitigt worden, wir hätten vielleicht, ja wahrscheinlich eine ganz andere Weltgeschichte und

jüdische Geschichte gehabt. Es braucht aber nicht gesagt zu werden, daß, nachdem die jüdische Ketzerei einmal auf der Anklagebank saß, die bemitleidenswerten echten Russen mosaischen Glaubens für die Religion der Erzväter, Hillels und Maimunis geknutet, gerädert, zermalmt und verschickt wurden. Ausrotten ließen sie sich nicht. Sie lebten unter hundert Masken, etwa als Subbotniki, trotz zahlreicher Verfolgungen, weiter, und leben bis auf den heutigen Tag. Auch da wird es eine Volksliteratur geben, deren Veröffentlichung jedoch noch immer auf sich warten läßt.

Welch eine Buntheit: Diese primitiven, nichtjüdischen, kazappischen, rührend frommen Juden und das in sich selbst ruhende jüdische Kultur- und Geistesleben in Polen-Litauen! Mit seiner stupenden Gelehrsamkeit und seinen Jeschiwot, die an die Tossafisten in Altfrankreich und Altdeutschland anknüpfen, mit seinem entfesselten Pilpulismus und der anarchischen, aufregenden, uferlos dahinflutenden Mystik!



# FÜNFTER VORTRAG



Polen-Litauen war also das Land der rabbinischen Zelebritäten und unablässigen Talmudliteraten allerersten Ranges. Auch in Böhmen gab es den regelrechten Stagnierungsprozeß nicht, der ansonsten in der europäischen Talmudgelahrtheit wütete. Der hohe Rabbi Löw von Prag, Astrolog und Mystiker, Kommentator Raschis und der „Sprüche der Väter", suchte die lebendige Tiefe und rang um Gotteskraft. Und Jakob Pollak, Begründer und Wegweiser des bald triumphierenden polnischen Pilpulismus, kam aus Prag nach Krakau und nach Lublin. Er und andere merkwürdige, monumentale Persönlichkeiten brauchen, an unbefleckter Natur und achtunggebietendem Geist, den Vergleich mit den deutschen und französischen Tossafisten der besten Zeit nicht zu scheuen. Nach seiner ganzen Art schlichter als Jakob Pollak war Moses Isserles. Er kommentierte den Schulchan Aruch des „Lehrers von ganz Israel" Joseph Karo, kannte den Maimuni und den Gersonides genau, glaubte nichtsdestoweniger an die sinaitische Herkunft des Sohar und genoß im übrigen einen hohen internationalen Ruf. Ein wohlhabender Mann, unterhielt er in seinem Lublin auf eigene Kosten eine exzellente Jeschiwa und die Jünger. Warmherzig verteidigt er die befriedete Philosophie, wiewohl er philosophische und andere profane Wissenschaft nur am Sabbat und an Feiertagen trieb. Die Legende umspielt ihn als einen ihrer Lieblinge. — Einer der gewaltigsten talmudischen Gelehrten war Salomon Luria, der Maharschal, in Europa bekannt durch Scharf-

sinn, spontane Denkart, ungewöhnliche Originalität. Sein System nähert sich mehr den Tossafisten Frankreichs als dem absoluten polnischen Pilpul. Scharf kritisch, sucht er die Grundlehren der Kabbala more philosophico zurechtzulegen. Wie die alten spanischen Kabbalisten, gibt er dem mystischen Gedanken die erkenntniskritische Hülle. Im „Jam schel Schelomo" rivalisierte er mit Joseph Karo und mit dem Maimuni. Es sprühen Geistesfunken nach allen Richtungen; der Aufbau ist kühn; das weite Feld gedankenäquilibristisch durchfurcht. Beide Meister — Isserles und Salomon Luria — warnten vor kabbalistischen Geheimlehren. — In Deutschland zu Hause, aber aus polnischen Jeschiwot hervorgegangen, ist David Gans, Historiker und Astronom, der im „Zemach David" Annalen der jüdischen und allgemeinen Geschichte auftischt und in lebhaftem persönlichen Verkehr mit den begnadeten Astronomen Kepler und Tyscho de Brahe stand. Als Individualität fesselt noch intensiver der weise Elieser Aschkenasi, in der Levante beheimatet, Schüler des Kabbalisten Taitazac in Saloniki, dann rabbinisch tätig auf Cypern, in Venedig, Prag, in der Krim, in Posen und Krakau. Zwischen palästinensischer Mystik und polnischer Dialektik wandelt Elieser Aschkenasi unabhängig seine Bahn. Von der Mystik erzogen, ist der Autor der „Schöpfungsgeschichte" dennoch Philosoph und Physiker; und hinwiederum ist sein Interesse für sephardische Mystik so lebendig, daß er niemals hyperrationalistisch wird. Scharfsinnig, ein bedeutender Gesetzeslehrer, Dialektiker, Entscheider von Gewissensfragen, eine große Leuchte ist Samuel Edels. Zewi Hirsch Aschkenasi, wegen seiner ungemeinen Klugheit der Chacham Zewi genannt, Rabbiner in Litauen, in der Türkei, in Amsterdam, Hamburg und dann wieder in Polen, trat energisch gegen die innerlich ausgehöhlten Sabbatianer auf und benahm sich tolerant gegen heimliche Spinozisten; anerkannte, daß die Lehre der Einheit von Gott und Natur mit der Weltanschauung der Bibel übereinstimme, und suchte, im

Rahmen der Überlieferung versteht sich, nach einer höheren Ethik. Der Sohn des Chacham Zewi, der hervorragende Polemiker, Kritiker und Antikabbalist Jakob Emden und dessen Gegner, der pilpulistische Talmudgelehrte und praktische Kabbalist Jonathan Eibeschütz, wirkten in Polen, Böhmen und Deutschland.

Man weiß noch heute nicht, ob der Verfasser jenes vielberufenen apologetischen Werkes „Befestigung des Glaubens“ (Chisuk Emuna), einer waghalsigen Verteidigung des jüdischen gegen das christliche Weltbild, der Karäer Isaak Troki war oder der Jude Nachmann von Belzyc. Aber das eine steht sicher fest: daß diese Schrift ins Deutsche, Englische, Spanische und Lateinische übersetzt wurde und von französischen Enzyklopädisten als wirksame Waffe im Kampf gegen christliche Dogmatik benutzt wurde.

In Moskowien tauchen vereinzelte interessante Judentypen auf. Am Zarenhof der ersten Romanows lebt der Leibarzt Stephan von Gaden, ein polnischer Jude, dann Lutheraner, später Katholik, schließlich russisch-orthodox. Er kommt im Strelitzenaufstand gegen Peter den Großen um, angeblich wegen deutschfreundlicher Propaganda. Peter und seine ziemlich kunstliebende Nichte Anna Iwanowna hatten einen Hofnarren, Jan da Costa oder Lacosta. Diese tolle Type, von Hause aus Hamburger Maranne und Makler, kam durch Peters holsteinische Verwandte an den Petersburger Hof. Er wurde bald des Zaren Liebling, der sich mit da Costa gern über religiöse Fragen unterhielt, den „Narren“ für seine belustigende Tätigkeit scherzhafterweise zum Samojedenkönig ernannte und ihm eine öde Insel im Finnischen Meerbusen schenkte. Die bornierte Nymphomanin Kaiserin Elisabeth Petrowna bediente ein Leibarzt Antonio Nuñes Ribeira Sanchez. Dieser Sanchez war portugiesischer Maranne, an der Universität Leyden mit dem großen holländischen Physiker Bourhave befreundet, der ihn an den russischen Kaiserhof empfahl. In

Petersburg hat er diverse Zarinnen, Großfürstinnen und dergleichen mehr behandelt, darunter die spätere Katharina II. Elisabeth entließ ihn plötzlich, als sie erfuhr, daß er zu den „Feinden Christi“ gehörte (dies ihr authentischer Ausdruck). Sanchez wurde daraufhin Armenarzt in Paris. Seine ärztlichen Erfahrungen in den höchsten und allerhöchsten Kreisen Petersburgs befähigten ihn, vielbenutzte Handbücher über russische Dampfbäder und über die Syphilis zu schreiben.

Nach Polen aber drangen mächtig Pioniere mystischer Bewegung. Ein wesentlicher Vorläufer ist Matatiahu Delakrut. Er hatte in Italien Naturwissenschaft, Mathematik und Astronomie studiert, dort die sephardische Kabbala kennengelernt, war von den phantastischen und packenden Ideen Jizchak Lurias und Chajim Vitals, der großen Kabbalisten von Safet, gewaltig hingerissen und verkündete all die prangende Herrlichkeit dem Volke. Vor allem ist Jizchak Halevi Hurwitz ein polnischer Jünger des Gottsuchers Jizchak Luria. Doch strebte er danach (eine Pendanterscheinung ist sein deutsch-christlicher Zeitgenosse Jakob Böhme), Philosophie und Mystik miteinander auszusöhnen, und schuf auf solcher Basis des Gefühls und der Gedanken die „Schne Luchot ha-Brit“, den „Schelo“. Das Werk, mannigfach vom „Ari“ Jizchak Luria und von Mose Cordovero inspiriert, ist gewissermaßen eine Enzyklopädie des Judentums und ein echtes Volksbuch. Es sucht die Seele der Thora, erörtert Halacha, Philosophie, deutet die Kabbala und ruft nach idealer, nasiräischer Ethik. Immer mehr aber rückt die Unmögliches, Quintessenz begehrende Kabbala ins zentrale Bewußtsein der polnischen Judenheit. Philosophen gibt es, die zugleich vielsinnige Dämonologen sind. Man beschäftigt sich mit Geisterbeschwörung und Teufelsaustreibung. Talmudische Koryphäen sind hexengläubig. Die Mystik, edle und unedle, siegt in den Kreisen des professionellen Rabbinismus. Der sprachenkundige Nathan Nata Hannover gibt eine kabbalistische Hymnen-

sammlung heraus: „Schaare Zion“. Es ist die Epoche so seltsamer, zwiespältiger, skurriler Naturen wie Jonathan Eibeschütz. Der islamisierende Sabbataismus und der katholisierende Frankismus greifen um sich. Der „Erlöser“ Sabbatai Zewi hat weite Kreise der Judenschaft überhaupt, und der polnisch-ukrainischen insbesondere gewonnen. Er war zuerst als lechzender Prophet, dann als Messias aufgetreten. Hunderttausende, Millionen Anhänger in drei Weltteilen strömten ihm zu. Ursprünglich ein jüdischer Kabbalist und fanatischer Schwärmer, in gewisser Hinsicht enragierter Zionist, aber eine zügellose Seele, strebte Sabbatai in späterer Zeit nach einer höheren alchimistischen Einheit aus Judentum, Christentum und Islam. Auf Grund des Sohar nahm die Sekte eine Art Trinität an: die Letzte Ursache, den Heiligen König und die Schechina. Der Heilige König war nun in Jesus, Mohammed, Sabbatai und dessen unmittelbaren Nachfolgern inkarniert. Auf die Spitze, ins lasterhaft, widernatürlich Antijüdische trieb den verwilderten Sabbataismus der Sektenstifter Jakob Frank. Vielleicht, ja wahrscheinlich im Gegensatz zu Sabbatai, ist er ein abgefeimter Hochstapler und grinsender Betrüger. Gegen ihn gehalten war der berühmte Cagliostro ein Waisenknabe. Auf Grund eines scheinbaren Bekenntnisses zur Lehre von der Dreifaltigkeit und von der Menschwerdung Christi, knüpfte Frank intime Beziehungen zu den Jesuiten an. Die Frankisten feierten mystische Orgien burlesk brünstiger Art. Sie bestätigten in ihrer tiefsten Verworfenheit, in ihrem übergeschnappten Haß gegen das rabbinische Judentum, dem polnischen Klerus das niederträchtige, scheußliche Ammenmärchen von der Ermordung der Christenkinder. So machte sich die fatale Sekte von allen Schranken frei. Als kaiserlich-russischer Spion in Polen und Deutschland unterhielt Frank Beziehungen zur listigen Katharina. Er war, unter persönlichen Auspizien des Königs von Polen, katholisch geworden und kokettierte auch mit der griechisch-orthodoxen

Kirche. Durch seine wunderschöne Tochter Eva, die er als weibgewordene Sephira Emuna, auch Sephira Tipheret proklamierte, versuchte er Kaiser Joseph II. zu ködern. Eva Frank, nackt oder in golddurchwirktem Schleier, auf hohem Piedestal postiert, die Gewira, die Herrin, die Naara Kadischa, die heilige Jungfrau, war ein glänzender Regietrick, ein fabelhaftes Narkotikum und jedenfalls das Juwel der sabbatäisch-frankistischen Kultusromantik. Von Offenbach aus, wo er später Hof hielt, pomphaft wie nur irgendein Fürst dieser Erde, lancierte Frank die Meinung, er wäre bald Peter III. von Rußland, bald ein Sohn der Elisabeth, bald der wiedererstandene Christus. Oder die chicke Eva dürfe eigentlich als eine Romanowprinzessin gelten. Von seinen Anhängern ließ der Haderlump sich wahrhaftig den „Heiligen Herrn" und — „Adonai" nennen. Die unerhörte, hämische, giftige Verlogenheit rechtfertigte er mit jener biblisch bezeugten Täuschung Isaaks durch Jakob und Rebekka. Felle oder Kleider machten eben Leute ... Jakob Frank war trotzdem ein begabter Mensch. In der heutigen Zeit wäre so eine aufregende Type vielleicht (wer weiß?) ein interessanter Hohepriester und Geschäftsmann auf ganz anderem, mehr neutralen Gebiet geworden. Beispielsweise Bühnenbeherrscher von Ruf: er hatte das Tempo im Blut. Und das appetitliche Töchterchen hätte sich auf eine harmlosere Art coram publico ausgetobt ... Immerhin kein Geringerer als der heilige Bescht bedauerte die an sich selbstverständliche Ausstoßung dieses Erzlügners aus dem Judentum, eines Unholds, der den Sohar und das Hohelied, das eigene Kind und die ererbte eigene jüdische Seele in die spritzende Pfütze, in den Kot gestampft hatte. —

Mit der Verbreitung dämonischen Sektierertums knospte auch eine (heutigestags verschollene) entfesselt lebensdurstige sabbatäische Poesie auf. Gelegentlich sogar in deutscher Sprache, wie das Breslauer „Lied vom Messias Schabbasi Zewi".

Sabbataismus und Frankismus führten zu Katastrophen. Sabbatai verriet Jakob an Ismael, Frank verkaufte an Edom die Erstgeburt . . . Die gesunde, rein jüdische Mystik, jüdisches religiöses Gefühl, gerettete jüdisch-pietistische Meditation mündet im Chassidismus des Baal-Schem.

Rabbi Israel Baal-Schem war von äußerster Aufrichtigkeit und Einfachheit. Er hatte die Glut reiner Leidenschaft, die tiefe und hohe Ekstase. Seine Mystik war keine Maskerade, kein venerisch Gelüste, keine elegante Komödie, sondern organische, edelste Schöpfung. Fruchtbare Auswertung sephardischer Kabbalisten mag ihn beraten haben, — ebenso mögen es Jehuda ha-Chassid, Jizchak Luria, Chajim Vital. Der Baal-Schem betete nach dem sephardischen Siddur des Jizchak Luria. Aber er wächst in die Zukunft als der volkstümlichste unter den Mystikern, als kostbares Ideal des Volkes, als ein erhabener demokratisch-literarischer Heros, wie Jehuda Halevi und Raschi. Das Volk jubelte ihm mit dem Herzen zu. Tausend Legenden umranken sein Leben, aus denen sich uns ein erhabenes Bild enthüllt. Der Pantheismus des Bescht ist, im Gegensatz zu manchen verwandten Systemen, zunächst kein System, sondern durchglutetes Gefühl, des ferneren, anders als Jizchak Lurias sublime Gedanken und gesteigerte Ethik, jauchzend optimistisch, man möchte sprechen, dionysisch. Erneuerung, wellenhaftes Fließen, Urbarmachung des Brachlandes. Alles, was wir schauen, ist verschleiertes Wunder. Das Universum ist kein Abgrund, aber auch die angeklammerte, glitzernde Emanation ist es nicht; sondern Erscheinung der Gottheit selbst. Außer Gott gibt es nichts. Die sichtbare Materie ist sein Zauberkleid. Der Bescht leugnet die Existenz des absolut Bösen und Verworfenen. Gott offenbart sich im Gerechten wie auch im Sünder. Das Böse, dem selbständiges Dasein nicht zukommt, ist lediglich ungeschlachtes Fundament des Guten. Spinoza verkündet es auch, nur mit ein bißchen anderen Worten.

So berühren sich im unendlich gespannten Rahmen des jüdischen Geistes die Extreme.

Eine Grundlehre des Chassidismus ist die dynamische Kommunion zwischen Mensch und Gott. Nicht allein, daß die Gottheit Einfluß hat auf den Menschen; durch letzte Konzentration, durch siebenfache Ekstase, durch tiefflammendes Gebet übt der Mensch auf Gott einen bestimmenden Einfluß. Den Eingeweihten offenbarte der Bescht die profunderen Geheimnisse. Die Jünger und Verkünder — Ber von Meseritz (der „große Maggid"), Jakob Joseph Kohen, Isaak und Meïr Ber Margolis, Gerschon Kutower — schilderten sein Leben und Wesen. In Meseritz und Rowno entstehen die ersten Zadikim-Dynastien. Die Chassidim führen das Gebetbuch der palästinensischen Kabbalisten ein, den „Nussach Ari". Und Elimelech von Lisianka, der inbrünstige Beter, stipuliert in seinem „Noam Elimelech" den Zadikismus. Der Zadik ist der Mittler zwischen Gott und dem Volk, ist die absolute Vollkommenheit, der Übermensch. In Südpolen, Galizien und der Ukraine fand der Chassidismus stärkste Verbreitung. Nach Litauen drang er im wesentlichen gemildert, rabbinisch gefärbt. Der Begründer des litauischen Chassidismus, des Chabadismus (genannt nach den Initialen von Chachma, Bina und Dea) Schneiur Salman Ljady verlangt in seinen kabbalistisch-philosophischen Moralbüchern („Siddur", „Likute Amarim", „Reschit Chachma") keinen blinden Gehorsam, sondern Innigkeit, strebendes Bemühen und geistige Vorbereitung. Auch der litauische Zadikismus hat eine andere Färbung. Der Zadik ist weitaus mehr Mittler und Lehrer als Wundermann.

Um diese Zeit aber entsteht der Mystik ein legitimer Feind in der Haskala, in der Aufklärung. Und zwar dem Chassidismus als Gesamterscheinung innerlich und repräsentativ in der Person des Wilnaer Gaon Eliahu. Wie es kommt, daß ein Mann von der Bedeutung, Begabung und reinen Suggestivität des Gaon Eliahu den Chassidismus so

rigoros bekämpfte? Man darf heute ruhig sagen: Es spukte da die nicht unbegründete Angst vor unreinen, unjüdischen, antijüdischen Unterströmungen; die Angst vor einem die Judenheit zerstörenden heimlichen Sabbataismus oder gar Frankismus. So verwarf der Gaon die mildbesinnliche Doktrin des Bescht, daß der Mensch durch Gnade erlöst werde und nicht durch Wissen um Religion, als gegen prinzipielle Dogmen des rabbinischen Judentums verstoßend.

Der Gaon entwindet sich dem märchenbunten Zauberbann der Kabbala, schlägt ausschließlich geistige Pfade ein. Auch bricht er mit der teils barbarisch, teils sophistisch ausgearteten Pilpulistik; fordert im Sinne der alten Gaonen von Babylon und Sepharad eine methodisch-wissenschaftliche Systematik. Er führt wieder zum ewigen Born der Bibel und ist ein delikater Grammatiker wie Ibn Esra. Er tritt, abermals aus Liebe zu höchster Geistigkeit, gelegentlich über den Kreis des Talmudismus hinaus und wendet sich weltlicher Wissenschaft zu. Er preist das exakte Wissen heilig schier. Keineswegs verwirft er die Kabbala als Objekt der Forschung. Und wenn Saadja Gaon das Buch Jezira, ein Unmystiker, kommentiert hat, so erläutert Eliahu Gaon den Sohar. Aber er examiniert kritisch Texte und zieht die palästinensische Gemara aus der Vergessenheit hervor. Er ist scharfsinniger Mathematiker, Astronom, und glossiert eine Unmenge hervorragender hebräischer, jüdischer Literatur: Die Mischna, den Bawli, den Jeruschalmi, halachische, haggadistische, kabbalistische Schriften. Angeregt durch den Gaon, wiewohl erst einige Jahre nach seinem Tode, entsteht die berühmteste jüdische Hochschule des Ostens, die Jeschiwa zu Woloshin. — Beide — der Baal-Schem und der Gaon — stehen an der Schwelle einer neuen Zeit als stärkste Exponenten gewaltigen Judentums. Aber auch der Chassidismus, zum mindesten in Litauen, ringt schon um neue Wege. Und von Eliahu Wilnas spezifischem Antipoden Schneiur Salman, dem

Stifter des Chabadismus, wird ebenfalls berichtet, daß er sich großzügig mit weltlichem Wissen befaßt habe...

Eine elegische Poesie war als Folge der Pogrome und Verfolgungen in Polen entstanden, eine Kinot- und Selichot-Literatur. Darin spiegelten sich all die Greuel und Abscheulichkeiten der Chmelnitzky-Zeit. Unter anderem gibt es von Jakob Naphtali aus Gnesen eine Elegie auf den Nemirower Pogrom. Neben halbgrammatischen, halbmystischen Lehrgedichten tauchen Meereslieder, Seereisebilder auf: Semirot ha-jam im „Ben Zion" von Joseph ben Elimelech. Ethische Poeterei züchtigt die Eitelkeit der Welt. Moralphilosophie polemisiert vom Standpunkt der rabbinischen Überlieferung gegen Plato und Aristoteles. Ich meine die „Tawnit ha-bait" des Mordechai ben Meir aus Lublin und die „Amude Jehuda" des Juda ben Mordechai Halevi Hurwitz. Zumal der Wilnaer Arzt Hurwitz ist eine Erscheinung eigner Art. In Padua hat er Medizin studiert. Er bekämpft Duckmäuserei, Heuchelei, predigt Toleranz, begeistert sich für Maimonides. Als schnurriger Humorist erinnert er an den Tachkemoni-Dichter Alcharisi.

Das Siècle des lumières, die Aufklärung, die Haskala flammt auf und leuchtet aus der Ferne.

Nur in Italien hat sich die Entwicklung stetig vollzogen. Die humanistisch-biblischen und humanitär-emanzipatorischen Ziele haben sich dort am frühesten bemerkbar gemacht. Die Haskala geht eigentlich auf die Renaissance zurück, auf die Zeiten des Asaria dei Rossi, des Leon de Modena. Mosche Chajim Luzzatto schüttelt das äußerliche Mittelalter ab und wird der erste Klassiker der neuzeitlichen hebräischen Literatur. Er war ein Genie. Andere Luzzattos haben zähes Talent oder sind rüstige Talente. Der Schedal, Samuel David Luzzatto, ist schöpferisch als Gelehrter und mehr denn ein feiner Poet. In seinem „Kinor naim" gibt es Gedichte auf Zions Zerstörung, grandiose Schilderungen der Awoda am Jom-Kippur, religiöse Epik und Lyrik, pajtanische Stoffe in einfach edle Form ge-

kleidet. „Kinor naim" enthält Keime, aus denen eine neue jüdische Poesie erblüht ist. Der Schedal vermittelt zwischen Jehuda Halevi und Mosche Chajim Luzzatto einerseits und der jüdischen Vormoderne auf der anderen. Er war ein enzyklopädischer Geist, Dichter, Philolog, Literat, bis auf seine Ablehnung Spinozas, Philosoph. Er vermied es, das Geheiligte mit dem Profanen gleichzusetzen, und betonte seine religiöse Romantik gegen nordischen Rationalismus. Und die Ostjudenheit fand zu ihm eine herzlichere Beziehung als zu den hebräischen Literaten in Deutschland.

Einen mystischen Glauben an Israels Zukunft hatte die italienisch-hebräische Dichterin Rahel Marpurgo. Eine unstete, merkwürdige Erscheinung ist Samuel Romanelli. Es trieb ihn von Mantua nach Marokko. Er übersetzt viel aus dem Hebräischen ins Italienische und umgekehrt; auch deutsche Klassiker in die Sprache Goldonis. Er beschreibt seine Wanderungen durch die Barbareskenstaaten in einem vielgelesenen, auch ins Englische übertragenen Buch. Und vor allem dichtet er in der Weise Mosche Chajim Luzzattos ein Melodrama „Hakolot jechdalun". Ausgesprochener Repräsentant der italienischen Haskala ist Isaak Samuel Reggio. In der Bechinat ha-Kabbala behauptet er, Thora und kabbalistische Mystik widersprächen einander. In Ha-Thora w'ha-Pilusuphia sucht er die Kraftzentren, jüdische Religion und moderne Wissenschaft, miteinander zu versöhnen.

Sehr unmittelbar unter dem Einfluß der italienischen Dichter und Hebraisten steht, doch auch aus sephardischen und ostjüdischen Quellen schöpft, und dazu aus weltliterarischen Strömen, David Franko-Mendes in Amsterdam, typischer, doch sehr begabter Eklektiker. Nach Racine schreibt er ein Drama „Gemul Athaljahu", nach Metastasio ein anderes „Jehudit". Gelehrtenpoesie, teilweise feine, treiben zu Amsterdam Benjaminas, Moldar, Meldola.

Die eigentliche Aufklärung ist von Deutschland ausgegangen. Die Ideen der französischen Enzyklopädisten be-

reiteten die Bewegung vor. Ihre Väter heißen Mendelssohn und Wessely.

Einer ungeheuerlichen Überschätzung Mendelssohns, die ihn auf eine Stufe mit dem Ben Maimon und, in der Spiegelung mancher Gehirne, mit dem Ben Amram gar hob, ist eine dezidierte Unterschätzung gefolgt. Man machte ihn für die ganze unaufrichtige Assimilation in Deutschland und anderswo verantwortlich. Man sah nur den raffinierten Germanisator seiner eigenen Familie und des Judentums. Es gilt aber gerecht sein. Einen anderen Weg als den deutschen gab es damals kaum. Bevor das Jüdische den Akzent seiner Seele fand und zur fruchtbaren Literatursprache wurde, mußte es wohl durch das Medium des Deutschen hindurch. Und bedenken Sie: Ohne die intensive Germanisation der deutschen Juden — gäbe es weder Heine noch Börne, nicht Lassalle noch Marx, keinen Rathenau, keinen Landauer, auch keinen Herzl schließlich. Vielleicht hätten sich diese unendlichen Energien auf eine andere Art Luft gemacht. Aber sicher ist es keineswegs. Außerdem hätte sich vermutlich ein anderer Führer zur Eindeutschung gefunden. — Wir nehmen also Mendelssohn als unabweisliche und nicht unsympathische Tatsache hin. Und da ist sein „Phädon" ohne Zweifel ein scharmantes, elegantes populärphilosophisches Buch, feine deutsche Prosa, nahezu in alle europäischen Sprachen übersetzt, erst recht ins Hebräische. Vollends ist Mendelssohns Bibelübersetzung eine literarische Tat bedeutenden Ranges. Allerdings so ganz unrecht hatten der „Knesset Jecheskel", Ezechiel Landau in Prag, und der Rabbiner von Altona-Hamburg-Wandsbek Rafael Kohen nicht damit, daß sie gegen die deutsche Bibelübertragung des Moses Dessau auftraten. Zwar der fromme Mendelssohn hat nicht einmal Spinozas Exegese, geschweige denn christliche oder gar voltairianische berücksichtigt. Aber sein Deutsch ist ein sauberes, kluges, feines Rokoko- und Aufklärungsdeutsch. Es hat die Grazie und die schöpferische Anpassung. Es klingt ver-

ständlich, taghell wie Lessing, prächtig in seiner Art; aber nicht wie Wüste, Sinai, Schofar, Inbrunst, Asien, Pfeile der Sonne, Flügelschwirren der Seraphim, Gottbesessenheit. Neben der Septuaginta und der spanischen Marannenbibel behauptet immerhin die Mendelssohnsche aufrecht ihren Platz. Mit Luther verglichen, ist Mendelssohn weniger dichterisch, minder persönlich und überpersönlich; aber exakter, feiner, anschmiegsamer, kurzum Lessing, Chodowiecki, Rokoko.

Naphtali Herz Wessely inaugurierte die dichterische Haskalabewegung. Er ist der Poeta laureatus seiner Zeit. Wesselys „Schire Tiferet" — zu deutsch die „Moseïde" — sind letzten Endes kaum noch Poesie, vielmehr an Haller und Klopstock geschulte Rhetorik. Wesselys Ideal war, alles Mittelalterliche, Mystische, Pajtanische abzustreifen. Wie sein Vorbild Klopstock sehnte er sich danach, prophetische Entzückungen zu gestalten. Dabei will er mit aller Anstrengung ein taktvoller Westeuropäer sein. Um die Durchbildung der hebräischen Sprache hat er ganz gewiß Verdienste, und immerhin sind die Schire Tiferet noch heute lesbar. An die österreichischen Juden richtete Wessely, anläßlich des Toleranzedikts Josephs II., eine Epistel: „Diwre Schalom w'Emet." Sie wurde zum geballten Programm der Haskala. Charakteristisch für die verschiedene Mentalität der Juden im Westen und Osten: daß diese Schrift, vielleicht nicht ohne Zustimmung des Gaon, in Wilna öffentlich verbrannt wurde. Niemand wird trotzdem daran zweifeln, wo die eigentliche, die jüdische Haskala lebte: beim tüchtigen Wessely oder beim Durchschauer, dem Gaon.

Im übrigen interessierten sich die deutschen Neuhebraisten, gruppiert um die Zeitschriften Meassef, Neuer Meassef und Bikure ha-Itim, im wesentlichen für die artistisch komfortable Durchbildung der heiligen Sprache, im Sinne der deutschen, englischen, französischen mehr oder weniger hervorragenden Dichter und Schriftsteller der Zeit. Man übersetzte, ziemlich wahllos und ein bißchen in-

fantil, die Deutschen Haller, Geßner, Klopstock, Bürger, Herder, Lessing, Schiller, sehr wenig Goethe, keinen Hölderlin; die Engländer Goldsmith, Ossian, Pope, Addison; den russischen Fabeldichter Cheraskow. Die Meassefim schufen den affektierten Stil der Meliza, jonglierten mit Worten, mit sterilem Pseudoromantizismus, fanden keine jüdischen Stoffe, keine Beziehung zum jüdischen Leben, wenigstens soweit die künstlich schwelenden Stümper und Poeten im aufgeklärten Deutschland daheim waren. Immerhin, Isaak Euchel ist ein brillanter Stilist, philosophisch geübt und durchgebildet. Salomon Pappenheim hat den erlesenen Reiz gedämpfter Melancholie, die Wehmut und die Fülle; und seine empfindsame Elegie Arba Kossot — ohne Rätsel, aber nicht ohne Glanz — war das Buch des Tages. Begabter als die Deutschen Mendel Bresselau, Rafael Fürstenthal, Joseph Tropplowitz, David Friedländer, nehmen sich die Ostjuden Joel Brill und Ben Seew aus, der letztgenannte ein beschlagener Schriftsteller und Lexikograph. Sie wollten gewiß alle miteinander nicht zerstören, sondern aufbauen. Dennoch ging der Weg in Deutschland rapid und schleunig von der Haskala zur unterwürfigen Assimilation und auch zur Entartung und Taufe. Amüsante, lebenssüchtige Artisten sind die ersten deutschdichtenden Juden: Ephraim Moses Kuh, ein Lessing verwandter kluger Poet und Anempfinder, und Issachar Ber Falkensohn aus Kurland, an dem Goethe Qualitäten fand.

Weitaus absonderlicher, vitaler als die germanisierten und halbgermanisierten Meassefim, wirkt ein ostjüdischer Mitarbeiter der letzten Endes verdienstvollen Zeitschriften, Isaak Satanow. Als Mensch interessant, exzentrisch, ein Konglomerat von Gegensätzen: traditionstreu und Freidenker, Physiker und inspirierter Poet, Reklameschreiber und eigenwüchsiges Talent. In seinen Maximen und Reflexionen Mischle Assaf findet er für zart ethische Gedanken gewählte Diktion. Er schrieb über die Bewohner des Mondes und über Schnapsbrennerei in unverwüstlichem

Hebräisch. Er besaß eine hervorragende künstlerische Begabung und tiefere Einsicht in die Entwicklung der Sprache. Was seiner Natur fehlt, ist die hemmungslose Aufrichtigkeit der geraden Linie. Er glitzert und blendet wunderlich in technischen Kunststücken und anläßlich glaubwürdiger Aufschwünge. Auch der lebenstapfere Grammatiker, Stilist und Charakterkopf Salomon Dubno dichtete in einem anderen Geist als die deutschen Sammler: nämlich im Ausdruck wirklich hebräisch, biblisch in den Bildern, in Reim und Versform oftmals mittelalterlich. Einer der abgründigsten, verblüffendsten Menschen und Literaten jener Zeit ist der Philosoph Salomon Maimon. Hervorgegangen aus der strenggläubigen Atmosphäre des litauischen Judentums, stieg er, nach zahlreichen Wandlungen und Wanderungen, zu europäischer Berühmtheit empor. Der Kommentator des Maimonides wurde ein glänzender Rädelsführer in der deutschen Philosophie. Seine Gedanken gründeten sich ursprünglich auf den More Newuchim, den er in Kantischem Geiste, dennoch immens selbständig und selbstbewußt deutete. Sein Leben war ein jüdisches Schicksal, das fieberisch beunruhigte Schicksal des Entwurzelten. Den Gang unserer Geschichte hat dieser Einzelne im übrigen nicht beeinflußt. Aber: Ecce homo. In diesem Hyperkritischen und Weisen war Chaos.

Napoleon wird vom dankbaren, endlich emanzipierten Westjudentum in hebräischen Oden und Hymnen begrüßt. So von Elie Halevi in Paris, der eine hochelegante Prunkode dichtet, natürlich: „Haschalom". Aber das Zentrum des jüdischen Lebens und auch das Herz der Haskala liegt jetzt im Osten. Ostjuden, die in Königsberg, Berlin und Wien gelernt und studiert hatten, trugen die neue Methode mit Heil und Holla in die Heimat. So der höchst unsympathische Herz Homberg und die famosen Pioniere Isaak Satanow, Salomon Dubno, Mendel Lewin.

In Polen gab es noch so gut wie keine Emanzipation, aber ein jüdisches Volk, jüdische politische Probleme, jü-

dische Erziehungsfragen, chassidischen Mystizismus. Die oberflächliche, seichte Aufklärungsliteratur von Berlin und Wien konnte für die Dauer nicht Menschen befriedigen, die in der unbeugsamen Talmudstrategie bewandert waren. Es entstand eine wesentlich tiefere galizische Haskala. Was sie der deutschen Aufklärung zu danken hatte, gab sie zehn- und hundertfach nicht nur ihren Lehrern wieder, sondern dem Gesamtjudentum als anregende Quelle eines neuen Schrifttums, das seinerseits Wiege der litauischen und russischen Haskalaliteratur wurde. Öde und Mattheit wurden durch Lebendigkeit und Schwung abgelöst. Josef Perl veröffentlichte eine Satire auf Aberglauben und Zadikimkult, die man nicht ohne Übertreibung mit den unbändigen Dunkelmännerbriefen der deutschen Reformationszeit verglichen hat: „Megale Temirin". Salomon Jehuda Rapoport hatte mit hebräischen Übersetzungen aus Schiller und Racine begonnen. Dann brachte ihn das Studium von Bayles Dictionnaire critique auf die ausgezeichnete Idee, in planvoll enzyklopädischer Weise die gesamte hebräische Literatur zu durchforschen. Er wandte sich der kritischen Durchmusterung jüdischer Vergangenheit zu und schuf die weite Wissenschaft vom Judentum. Er erwies sich darin als ein großer Pfadfinder, detailliert, minutiös, tief. Seine Biographien des Saadja Gaon, des Chai Gaon, des Eleasar Kalir, genial in der Kombinationsgabe, dürfen als klassisch gelten. Diese Wissenschaft wurde von kultivierten Geistern Westeuropas spürsinnig und warmherzig aufgenommen. Die polnisch-jüdischen Jünglinge konnte sie nicht befriedigen, die sich nach dem Leben und nach Isreals aufspringender, freier, freudiger Zukunft, nicht nach Israels noch so richtig und glorios gespiegelter Vergangenheit sehnten. Ein Verstehender, ein Meister erteilte ihnen die Antwort: Nachman Krochmal, der hochgezüchtete Prinzipien moderner Kritik mit jüdischer Religionsphilosophie, den Maimuni, Fichte, Schelling und vor allem Hegel vollendet synthetisierte, eine jüdische, doch zeitgenössischem Welt-

geist konforme Philosophie schuf. In seinen Essays, Anregungen, Schöpfungen, biblisch-philosophischen Studien, im „More Newuche Hasman“ stellt Nachman Krochmal das jüdische Volk als konkreten nationalen Organismus dar, dessen Existenz ebenso berechtigt ist, wie die aller anderen Nationen. Aber als das unvergleichliche Volk der Propheten, hat die Judenheit noch einen besonderen Existenzgrund, der nationale Barrieren überschreitet. Salomon Jehuda Rapoport und Nachman Krochmal schufen die moderne jüdische Wissenschaft. Poeten, Gelehrte, Popularisatoren schlossen sich ihnen an. Der Satiriker und Dichter Isaak Erter greift in „Hazofe l'Bet Jisrael“, in sarkastisch ätzendem, bunt durchgebildeten Stil den Chassidismus und dessen Mißbräuche an. Rapoport, Krochmal, Erter wurzeln im Talmud und im konkreten Leben, in der mächtigen Gelahrtheit, in der enormen Kenntnis jüdischer und fremder Literatur, in der vollen Wirklichkeit. Meïr Halevi Letteris, sehr aufnahmefähig, sich anlehnend, entlehnend, ist der gepflegte Laureatus der Zeit. Er hat viel übersetzt und hebräisch bearbeitet: aus Racine und Byron; im „Elisa ben Abuja“, nicht ohne persönliche Note, Goethes „Faust“. Eins seiner Gedichte, die „Jona homija“, ist ein individuelles, intimes Stück.

In Deutschland und Österreich wirkten, mit bahnbrechenden oder doch trefflichen Werken, aber eben schon in deutscher Sprache, — der gründliche Systematiker Leopold Zunz, von S. J. Rapoport angeregt, vielgescheiter Initiator der wissenschaftlichen Kritik, Erforscher der Haggada, Historiker der jüdischen religiösen Poesie; Abraham Geiger, bei allem repräsentativen Reformjudentum und Westlertum, ebenfalls klug, forschsam, vielseitig und anregend; Julius Fürst, der ideenreiche, durchgebildete, bündige Geschichtschreiber des Karäertums und anderer Tatsachen; S. J. Kaempf und Kayserling, die sich viel und bedeutend um erleuchtete und minder erleuchtete Sephardim kümmerten; Moritz Steinschneider, der großartige Biblio-

graph; Adolf Jellinek, Kabbalaforscher und Rhetor von hohen Graden; Michael Sachs, feinfühliger, nicht nur beliebter, sondern berufener Nachdichter sephardischer Hymnen und pajtanisch-religiöser Poesie. Und andere mehr. In Frankreich — Adolphe Franck, prüfender Historiker der Kabbala; Salomon Munk, der Maimonides-Philologe und -Übersetzer...

Das Verdienst, die Haskalaära in Rußland angebahnt zu haben, gebührt natürlich nicht einem einzelnen Menschen. Doch unter anderen einem gewissen Mendel Lewin aus Satanow. Der war mit Mendelssohn und Nachman Krochmal persönlich bekannt, Mathematiker, Kantianer und Vernunftanbeter. Aus seiner eifrigen Feder stammten hebräische Aufsätze über Naturwissenschaft, Medizin, ferner Reisebeschreibungen und eine Ethik: Cheschbon ha-Nefesch. Im Gegensatz zu den fadenscheinigen deutschen Meassef-Literaten, war Mendel Satanower ein vorzüglicher hebräischer Schriftsteller. Auch verwarf er nicht, wie vornehmtuende, naserümpfende Unnatur, die Herztöne der Volkssprache, das Jüdische; sondern übertrug in dieses Idiom die Psalmen, das Hohelied, Mischle, Kohelet. Mit und neben ihm wirkten der energische Mäzen Josua Zeitlin, der Chemiker und Mathematiker Baruch Schklower, der Botaniker und Sonderling Benjamin Riweles. Von den Zeitgenossen unverstanden, als Ketzer verschrien, war Menasche Jlier, Schüler des Gaon von Wilna, ein wunderlicher Vorläufer der russischen Haskala. Im wahren Sinne des Wortes ein Eigener, schrieb er über höhere Mathematik und über Strategie, erfand landwirtschaftliche Maschinen, verfocht und rektifizierte Prinzipien des Allgemeinwohls, verwarf das anspruchsvolle kleine Ich, die persönliche Befriedigung, das bloß individuelle Seelenheil, suchte eine bekömmliche Versöhnung der Chassidim und Misnagdim anzubahnen, betonte die Notwendigkeit innerer Reform, behandelte dazu in diversen Büchern, so in „Alfe Menasche“, mannigfaltige philosophische Fragen, auch ökonomische und soziale.

Immerhin hebt doch wohl die eigentliche russisch-jüdische Aufklärung im Kreis der Odessaer und südwestlichen Maskilim an. Der hebräische Historiker des Karäertums Simcha Pinsker (sein Werk heißt Likute Kadmoniot), der Mathematiker und durch die Lebensnot spielerisch gewordene Dichter Jakob Eichenbaum, der schlaue Karäer Firkowitsch gehören markanterweise dazu. Die Weltklugheit Firkowitschs flunkerte Hypnotisierbaren eine ganze karäische Literatur vor. Der anerkannte Führer im Südwesten und bald weit darüber hinaus ist Isaak Ber Levinsohn, Apostel des Humanismus, mit ganzer Seele und unerschütterlicher Zuversicht dabei, — dessen Einfluß und Versöhnungswerk — zu Taten treibend — sogar in muffige russische Regierungssphären drang. In eifrigen, mannhaften Büchern, „Teuda b'Jisrael“ und „Bet Jehuda“, empfiehlt er den orthodoxen Massen das Studium profaner Wissenschaft, das derbe Handwerk. Er bietet ein detailliertes Reformprogramm für die junge Welt, nach westeuropäischem Muster. Der Erfolg der wohlmeinenden „Teuda“ war durchschlagend; ihr literarischer Wert ist bei weitem nicht so groß wie der aktuelle.

Der eigentliche, ausgebreitete Boden der fruchtbaren Haskala wurde Litauen. In diesem eminent jüdischen Land schuf die Haskala eine wirkliche Literatur. In der Metropole Wilna, dieser Stadt ohne eigene Nationalität, und daher allen fremden Einflüssen ausgesetzt, gelangte die Aufklärung zu selbstherrlicher Blüte. Von hier aus hatte das Licht des Gaon grandios gestrahlt, und Ende des achtzehnten Jahrhunderts gab es hier glänzende Grammatiker und werbende Stilisten. Um 1820 bildet sich im Jeruschalajim d'Lita ein Zirkel der Maskilim, von manchen „Berliner“ genannt. Inspiriert von der deutschen Haskala, aber viel tiefer im Judentum verwurzelt, kultivieren diese Köpfe eifrigst, schöpferisch und halbschöpferisch, moderne hebräische Literatur. Da ist Mordechai Aaron Günzburg, durch zahlreiche Übersetzungen, geschichtliche und wissen-

schaftliche Arbeiten und Bearbeitungen, durch die malerische Erzählung vom „Ritualmord“ in Damaskus, die Autobiographie „Awieser“ hervorgetreten; ein geschmackvoller, fast realistischer, recht moderner Schriftsteller. Er tritt für das Solide und Organische im Reformwerk ein, verhöhnt die Leichtgläubigen, die da meinen, daß nur im romantischen Westen Kultur zu Hause sei. M. A. Günzburg geht von populärhistorischen Werken aus, wie der „Jossipon“, der „Zemach David“, auch von Mendelssohns friedfertiger „Phädon“-Philosophie. Er verliert die talmudische und auch die kabbalistische Welt nicht aus dem Auge; erlernt aber dabei fremde Sprachen, — namentlich das Deutsche leistet ihm Führer- und Mittlerdienste. Es ist Günzburgs Verdienst, daß er unter dem blut- und erdhaften hebräischen Lesepublikum Kenntnis der Geschichte und Sinn für das Profanwissen geweckt hat; noch mehr, daß er Bahnbrecher eines besonderen hebräischen Prosastils zu werden vermochte. Er befreit die Verlebendigung der Sprache von der unnatürlichen, phrasenreichen Ausdrucksform, schreibt anmutig, klar und durchsichtig. Neben der biblischen, benutzt er die praktischem Leben nähere Wortwahl der Mischna und des Talmud und auch des späteren Schrifttums, entlehnt vielfach und treffsicher aus fremden Zungen. So gewann das Hebräische an Biegsamkeit, natürlicher Logik, Flüssigkeit. Gedanklich, ideell genommen, ist Günzburgs Standpunkt nicht oberflächlich assimilatorisch, sondern bei aller entschlossenen Fortschrittlichkeit, viele Klafter im jüdischen Leben verankert.

Einen feinen Künstler und Meister des Hebräischen nennt Günzburg ein anderes Mitglied dieses Kreises, Abraham ben Joseph Sakheim, den „Abis“. Daseinskräftige rabbinische Gelehrsamkeit war in der Familie von jeher üblich. Abraham Sakheim empfing obendrein vom kritischen Geist, von der wahren, einzigartigen Ursprünglichkeit des Wilnaer Gaon, in zweiter Linie vom Klassizismus

der Berlin-Königsberger Meassefim-Haskala mancherlei Anregung. Er schrieb für den jüdisch-wissenschaftlichen Berliner „Orient“ (den Julius Fürst herausgab), für die Zeitschriften „Ha-Lebanon“ und „Ha-Karmel“, glossierte pilpulistisch, witzig und geistreich die Haggada („Jad ha-Chasaka“, pseudonym), entlarvte den flinken Firkowitsch lange bevor es Harkavy tun konnte, schrieb warmherzige und sachkundige Eingangsworte zu Slonimskis mathematisch-astronomischen Werken Mosde Chachma und Kochwe d'Schawit, eine Einleitung zur Gemara Berachot (anläßlich der deutschen Übersetzung von Pinner), korrespondierte in sensiblem, eigentümlich reizvollen Hebräisch mit S.D. Luzzatto, S. J. Rapoport, Nachman Krochmal, J. B. Levinsohn, Slonimski, Daniel Chwolson und dem Astronomen Pineles. Das literarische Wilna—Schriftsteller wie Günzburg, Fünn, Poeten wie Mapu, Mandelkern — verdankte ihm nachhaltigen Antrieb und Unterstützung im Lebenskampf. Als Sir Moses Montefiore aus England kam, um sich die erschreckende jüdisch-russische Misere an Ort und Stelle anzusehen, fungierte Abraham Sakheim als sein Dolmetscher. Die angebotene Leitung der Wilnaer Rabbinerschule mußte er, aus Rücksicht auf seinen dezidiert orthodoxen Vater, ablehnen. Er selbst war weich, persönlich, tolerant, von ausgesprochenem Seelenadel. Und wenn er auch der forschenden Kraft und dämonischen Wißbegier des großen Talmudisten, Mathematikers und Kabbalisten Eliahu von Wilna alle Verehrung zollte, so hinderte ihn dies nicht, mit Jizchak Meïr, dem chassidischen Rabbi von Ger (dem „Gerer Rebben“), intim befreundet zu sein. Ein objektives Urteil über meinen Großvater steht mir nicht zu. Ich verweise auf den Nachruf von Jakob Sapir im „Lebanon“, wo — mit Rücksicht auf die gelehrte, schriftstellerische und mäzenatische Betätigung des also Gewürdigten — behauptet wird, er hätte in seiner Person Thora und Gedula vereinigt. „Daat Kedoschim“ von Eisenstadt und Wiener nennt ihn einen Weisen und Philosophen.

M. A. Günzburg, S. J. Fünn rühmen den bedeutenden Menschen und überragenden Geist.

Mehr in die Breite ging die Wirkung Abraham Ber Lebensohns, der mit gutem Recht als Vater der poetischen Haskala in Rußland gelten darf. Er trug Bodenständigkeit und neuströmende Fülle in den hebräischen Vers. Simplizität der Einfälle, dennoch rabbinische Dialektik, Pessimismus des Getto, rührende lyrische Qualitäten machten A. B. Lebensohns „Schire Sfat Kodesch" durchgreifend populär. Der glänzende, energische Stil wurde bewundert. Vielleicht war der unermüdlich tätige, begeisterungsfähige, von wahrem Feuer für die Poesie und die Triumphe menschlicher Vernunft erfüllte Mann noch mehr Sprachkenner als Dichter; sicher hatte er nicht weniger Talent als das poetische Haupt der deutschen Maskilim Naphtali Herz Wessely. Auf Fortschritt und Gemeinwohl bedacht, sachlich und gelassen, rationalistisch, handfest antichassidisch vor allem, ist A. B. Lebensohns Drama „Emet w'Emuna".

Durch die Wilnaer Meister verbreitete sich hebräische Literatur in ganz Litauen. Hebräisch wurde eine Sprache des täglichen Lebens. Es entstanden anonyme Gesänge, lebendige, zartfühlende Volkslieder in der neuerwachten Sfat Kodesch. Literatur wurde Mutterlaut.

In Wilna begründete Kalman Schulmann den hebräischen Roman, — groteskerweise durch seine allerdings famose Übersetzung der „Mystères de Paris" von Eugène Sue. Schulmann setzte im übrigen das Werk Günzburgs als gewissenhafter Popularisator und Demokratisator des Hebräischen fort. Um gehaltvolle Selbständigkeit ringt, zu sinnlicher Formbeherrschung strebt der Sohn A. B. Lebensohns, Micha Joseph Lebensohn. Leider hinderte zermürbende Krankheit dieses flugschnelle Talent in seiner Entfaltung. Er übertrug Schillers Äneide-Nachdichtung und fand damit viel Beifall in Berlin, bei Zunz insonderheit. Dieser und Luzzatto hielten Micha Joseph für ein ganz großes Talent. Unter solchem geistigen Einfluß erwuchsen

die „Schire bat Zion". Der junge Lebensohn dichtet sie als begeisterter Freund des Hebräischen, in welcher Sprache zu ihm das Weltgewissen redet; als Lobsänger der hellduftenden Herrlichkeiten Erez Jisraels. An spanischen Altmeistern geschult und gebildet, entfaltet er sanfte und unnachlässige Lebendigkeit, unweltlichen Schwung, erschütternde Kraft des Gefühls. Romantik und Tragik umwittern ihn und seine Verse. Die Salomon-, die Kohelet-Lyrik des Dichters ist wahrhaft schön und persönlich. Bei Micha Josephs gefühlvoller Jehuda Halevi-Dichtung darf man an Heines anbetungswürdiges Poem nicht denken. Aber das Schwanken M. J. Lebensohns zwischen aufbrennender Lebenslust und unüberwindlichem Pessimismus, manches andere noch erinnert an Lenau. Jedenfalls, — ein von Europas verliebter, verketteter Empfindsamkeit und Romantik eingekreister, aber auch sichtlich befruchtender und allezeit echter Dichter.

Abraham Mapu gestaltet den ersten leibhaftig originellen hebräischen Roman: „Ahawat Zion". Er gewann damit weitreichenden Ruhm. Sein leuchtkräftiges, erlesenes, liebes und liebenswürdiges Arkadien ist natürlich das biblische Palästina. Zierliche Figuren, darunter auch mancher Bösewicht, bevölkern die Landschaft. Man liebt sich wie Romeo und Julie ... Ähnlich ist „Aschmat Schomron" eine farbenprächtige Schilderung patriarchalischer Zeiten und Gestalten. Beide Werke sind Romanidyllen, zärtlich poetische Verklärungen. „Ahawat Zion" ward eine Sensation, sowenig Ungewöhnliches dieser feinen, süßen, etwas gekünstelten Angelegenheit entströmt. Realistischer gestimmt, wo nicht ursprünglicher und epischer, ist ein späteres Romanwerk Mapus, „Ait Zawua", worin die negativen Charaktere, die Tartüffs und armseligen Fortschrittsfeinde im Getto, an den Pranger gestellt werden. Leider ist Mapus Roman aus der Epoche der greulichen Chmielnizky-Pogrome und der sabbatianischen Bewegung von der Zensur unterbunden worden und existiert meines Wissens nur fragmen-

tarisch. So sehnte sich die Seele dieses Dichters nach der Insel der Schuldlosigkeit und formte doch auch grundaufwühlende Erschütterungen ...

Eine eigentliche und erschöpfende Synthese, Zusammenfassung der wesenhaften Elemente von Rabbinismus und chassidischer Mystik, wollte jenes moralphilosophische Weltbild anbahnen, das durch den Begründer der Lehre vom Mussar gekennzeichnet ist: Israel Salanter. Leben und unverwischtes Gefühl sollten sich harmonisch in wurzelhaft religiöser Vertiefung paaren. Die Mussarbewegung leistete oberflächlichem Bildungsdünkel dezidierten Widerstand. Doch legten Salanter und sein Orden auf Äußerlichkeiten der Tradition wenig Wert, akzeptierten das Gewand der Zeit; sahen vielmehr im seelischen Moment, in der echten Einfalt das ideale Ziel jüdischen Geisteslebens und den Stern der Erlösung. Vorbildlich schienen der Baal-Schem-Tow und die anderen hehren Zadikim; aber auch der Wert der richtig verstandenen Haskala war unbestreitbar. —

Es entstanden jetzt die ersten hebräischen Zeitschriften und Zeitungen: Samuel Josef Fünns weltfremde „Pirche Zafon“ (eine Art neugetünchter „Meassef“) und enzyklopädistisch-literarisch angelegter Hakarmel; des erstaunlich begabten Astronomen, Mathematikers und Erfinders Slonimski, der in den wissenschaftlichen Bahnen Alexander von Humboldts wandelte, tüchtige Hazefira; des journalistisch beschlagenen Zederbaum lebendiger, einflußreicher Hameliz.

Wir stehen an der Schwelle der liberalisierenden, radikalisierenden Epoche Alexanders II. Mit raschen Schritten holt Rußland Westeuropa geistig ein. Der große, gewaltige, schonungslose russische Roman entsteht. Die tapfere russische Kritik greift um sich. Ankläger und Entlarver finden stärkste Resonanz. Darunter der hinreißende Tendenzlyriker Nekrassow. Um diese Zeit ertönt in Wilna die Stimme des jüdischen Nekrassow Jehuda Leb Gordon: „Hakiza Ami!“ — Mein Volk, erwache! ...

# SECHSTER VORTRAG



Im nachmendelssohnschen Deutschland betätigte man sich jüdischerseits teils schöpferisch, teils forschend, Ererbtes sichtend. Schon der sehr scharfsinnige Kantianer Marcus Herz, mit der schönen Sephardin Henriette verheiratet, ist in der Berliner Gesellschaft literarisch tonangebend. Er erging sich gern in Sarkasmen gegen den üppigen Kult der Empfindsamkeit, so gegen „Werthers Leiden". Anderseits sind Berliner Juden und Jüdinnen viel und oftmals und mehr als willig für Goethe eingetreten. Man entwickelte sich äußerst rasch von jungfräulicher Orthodoxie zum schweifenden Radikalismus. Und wenn die französische Revolution jüdische Jakobiner kannte, die Robespierre recht nahestanden, wie Jacques Pereira und Amar, so sind Lazarus Bendavid, Marcus Herz unter den ersten eifrigen Propagatoren Kants. Die Selbstbiographie des edlen Bendavid entwirft ein Kulturbild aus dem nachfriederizianischen jüdischen Berlin. Bendavid war ein echter Philosoph, selbstlos wie Diogenes und Spinoza. Seine Autobiographie ergänzt gleichsam jene hebräisch geschriebene Jakob Emdens, in der sich die Mendelssohnzeit spiegelt. Marcus Herz ist noch Mitarbeiter des Meassef, der ja bald genug sanft entschlief, mit all seinen Oden auf Friedrich den Großen, Joseph II., Ludwig XVI., mit den wenigen begabten Gedichten der polnischen Mitarbeiter, des Efraimo Luzzatto, des Franco-Mendes und des Hamburgers Gideon Abudiente. Im Bereich der deutschen Romantik spielt Dorothea Mendelssohn, des Meisters Töchterlein und Friedrich Schlegels verführte Verführerin Lu-

cinde, ein unstetes Menschenkind, wurmstichig und begabt, ein wenig verrucht und verworfen, doch äußerst klug und talentiert, die große Rolle. Rahel Varnhagen-Levin, ideenreich, scharfsinnig, modern, ein Kopf und ein fühlender Mensch, ist eifrigste Verkünderin Goethes. Sie empfängt ihre Gäste, die wahre Aristokratie des Geistes, im vierten Stock eines einfachen Hauses. Man könnte eher von Dachstubenwahrheiten sprechen; aber die deutsche Literaturgeschichte registriert unerbittlich die „Salons der geistreichen Berliner Jüdinnen". Ob nun Dachstuben oder Salons, — keineswegs wurde hier oberflächliche Schwatzhaftigkeit gepflegt; sondern tiefste Probleme, die den menschlichen Intellekt beschäftigten, wurden gewälzt und erörtert.

Hier und da aber setzten, nach dem Sieg der Verbündeten über Napoleon, der Reaktion über die Revolution, in Deutschland Pogrome, nebst Heulen und Zähneklappern, ein. Vor etwa hundert Jahren in Nordbayern, in Frankfurt a M. Die blödsinnige antisemitische Burleske „Unser Verkehr" machte die deutschen Bühnen unsicher. Mit Recht sagte damals Ludwig Börne: „Ihr haßt nicht die Juden, weil sie es verdienen; sondern weil sie verdienen." Massentaufen verbreiteten sich. Zu der jammervollen Avantgarde zählte die Berliner jüdische Literaten- und Mäzenatenfamilie Itzig: darunter jener eckermännliche Intimus und Serapionsbruder E. T. A. Hofmanns und Chamissos. Und jene hemmungslose Dorothea Mendelssohn, — erst protestantisch, dann katholisch ...

Es wird aber auch die sehr vernünftige, ja ausgezeichnete Wissenschaft des Judentums geboren. Dem Berliner Verein für Kultur und Wissenschaft des Judentums gehören an: Leopold Zunz, Eduard Gans, Moses Moser und Heinrich Heine. Moser, Heines würdiger Jugendfreund, las Shakespeare, Cervantes, Dante in den Originalsprachen, liebte, als lyrische Phantasmagorien und brennende Stimmungsbegleiter, Indien, Hegel und das Judentum. Gans übertrug

mit unaufhaltsamem Scharfsinn Hegelsche Aussagen der Philosophie auf die Jurisprudenz und ließ sich, selbstverständlich ein Atheist, um der Karriere willen taufen. Zunz verdankte Nachman Krochmal, S. J. Rapoport und S. D. Luzzatto die Grundfesten; aber die Totalgestaltung ist ohne Zweifel sein unwiderlegliches Eigentum. Von Luzzatto zumal erbte man, erbte Heines intuitiv überlegene Kombinationsfreude die blitzhafte, indessen heute etwas überwundene Antithese Hellene-Judäer. Judentum ist der Inbegriff aller sittlichen Vollkommenheit, aller menschlichen Geistesbildung; Hellenismus — habitueller Ausdruck alles Schönen, Apollo-Dionysos, glänzendes Laster. Auch der poetische Übersetzer Michael Sachs war eine schwellende Quelle, die dem gewaltigen Strom Heine zufloß. Heinrich Graetz, dem sehr kundigen, hochbegabten, ja unumgänglichen, doch keineswegs unumstößlichen Historiker, fehlte der Sinn für dunkle Tiefen. Er hub nicht von innen an, sondern von außen. Er sah den jüdischen Kosmos, aber nicht die Naturkräfte; er hatte die Schalhewet Jah, den Eros des Judaismus, nicht im Blute. Ein putzig radikaler Assimilant war der ehemalige Jeschiwabachur, grimmige Bekämpfer des talmudischen Judentums und aberweise Begründer der sogenannten deutsch-jüdischen Kirche Samuel Holdheim. Während Gabriel Rießer aus Hamburg, einer polnischen Familie entstammend, Enkel des hochorthodoxen Rabbiners der Dreigemeinde Altona-Hamburg-Wandsbek Rafael Kohen, politischer Eindeutscher seiner — wie sagt man gleich? — „Glaubensgenossen“ wurde.

Aber linksradikales Judentum spiegeln, Übermaskilim sind auch die vier berühmtesten deutschen Juden des neunzehnten Jahrhunderts: Börne, Heine, Lassalle und Marx. Übermaskilim und zugleich noch viel mehr; der eine und andere eine verwegene Prophetennatur. Seltsame, unruhige Synthese: Prophet und Maskil! Diese vier, so verschieden voneinander, sind wesentlich auf ein Verdrängen des Alten, ein Aufheben der nationalen Unterschiede, auf ver-

jüngtes Chaos bedacht. Ihr gemeinsames Kennzeichen ist die entscheidende Betonung des Allgemein-Menschlichen, des von nationalen Beziehungen Unabhängigen. Sie sind um soundso viel Farbentöne radikaler als die ähnlich gerichteten Nichtjuden: der absoluten Idee entschlossener hingegeben. Jeder in seiner Art, der Flamme Trabant. So Börne, der in sein publizistisches Schaffen eine Fülle scharfen jüdischen Geistes gepreßt hat. Aber man wird das bange Gefühl nicht los, daß dieser sympathische Biedermeier-Revolutionär und Kritiker, dem beiläufig der Zauberschlüssel zum Herzen des Judentums fehlte, heute schon recht sehr veraltet ist. Börne hatte weite Horizonte und ein leicht entzündliches Temperament. Einen trotzigen Mannesmut, der sich selten zu Konzessionen herbeiließ. Sein Jerusalem hieß Paris, sein Vaterland war die Freiheit. Nachdenklich-schmerzliche Tragik: — aber als Künstler und auch als Kritiker ist der kluge, alle Regiekünste journalistischer Ausstattung und Aufmachung beherrschende, aber auch menschlich wertvolle Mann unmäßig überschätzt worden. Lassalle und Marx fanden, daß der neuen Menschheit Herz zu patriarchalisch, zu träge und gedankenlos schlage. Sie wühlten wilde, stürmische See auf, bittere Anklage, unbekannte Gefahren, Peripetien und Abgründe. Sie schufen, insbesondere Marx, voll Verantwortung und Mühsal neues, scharfes Licht. Seele des Judentums liegt natürlich irgendwie im Marxismus: Urelementare Kräfte führen von unseren Propheten her, vom Jesaias zu Marx, dem Exegeten und Talmudisten der Soziologie, seinen Konstruktionen, seinem großzügigen Hilfswerk; eigentlich schon von der Gesetzgebung Mosche Rabbenus. Dieses leugnen kann nur eine aufgescheuchte Hühnerschar. Jawohl, wir haben dem Erdkreis, meinetwegen unfreiwillig, Christentum, Islam und Sozialismus geschenkt. Unter anderem, so nebenbei. Aber eine innere Beziehung hatten die Altmeister des Sozialismus und Kommunismus jüdischer Abstammung zum Judentum nicht.

Dagegen ist Heinrich Heine durch und durch Jude. Nur sein Judentum erklärt einigermaßen die überraschende Gesamtpersönlichkeit, das vielkantige Geheimnis seiner Seele. Mitunter hielt er sich für ein hellenisch gesundes Temperament, für den notwendigen neuen Aristophanes. Es leuchtet mir nicht ein, inwiefern Griechen wie Empedokles, Pythagoras, Platon oder auch Aristophanes gesündere Naturen sind als Repräsentanten etlicher Jahrtausende jüdischer Generationen: vom löwenstarken Erzvater Jehuda (beispielsweise) bis zum Räuberhauptmann und Talmudisten Resch Lakisch, und bis zum Baal-Schem. Heine war auch ernsthaft stolz, ein jüdischer Dichter zu sein, wie König David, wie Salomo, wie Gabirol und Jehuda Halevi. Er hielt sich oftmals für einen übermütigen und echten Realisten und stritt gegen jede ausschweifend reingeistige Weltauffassung. Was ihn gelegentlich nicht hinderte, den innerlich leidenschaftslosen Deismus und sogar die Bejahung des Lebens durch Beschneidung des Fleisches gegen einen leichtfertigen Allerweltsmaterialismus und die mehr als wankelmütige Beschneidung des Geistes auszuspielen. Heine hat eine gesprenkelte, aus labendem Witz und kühnster Feierlichkeit gemischte Seele. Man findet diese in Europa so äußerst seltene Mischung bei persisch-islamischen Liebesdichtern: bei himmlisch würzigen, sensibel chaotischen, animalisch göttlichen Poeten, wie Omar Chajam, Mewlana Dschelaleddin Rumi, beim Saadi und Hafis ... Gerade Heines deutliche Distanz eines Gesprenkelten läßt ihn seherisch klar über vielbewegte Zeitströmungen urteilen. Was ist sein Eigenstes? — Der Lyriker, der Satiriker, der Novellendichter, der Publizist, der Denker? Der große Künstler des Witzes, des Verses, der Prosa? Der halbassimilierte Jude oder der liberal protestantisch getaufte Christ? Der Zyniker, der Revolutionär oder der Zärtling? — Er hat die mächtige Emphase des Urgrundes und der Sinne. Nun eben — die „Flamme Jahs".

In Aufruhr und Erwartung, in die gliederlösende Be-

freiungszeit der Juden durch die napoleonischen Heere wurde er hineingeboren. Rahel Levin und die Wissenschaft des Judentums gaben ihm Anregung und Dokumentarisches; weitaus weniger die durchschnittlich gearteten jüdischen Kreise Hamburgs. Schon der Dichter des Buches der Lieder ist ein im wesentlichen unabhängiger Erbe der Schir ha-Schirim-Lyrik und jener erlesenen Poeten des persisch-arabisch-jüdisch-spanischen Kulturbereiches. Zusammen mit Börnes temperamentvollen Briefen aus Paris schafft Heines vor bewegenden Gefühlskräften, vor leuchtender Unmittelbarkeit berstende und doch erkenntnisreich durchsichtige Prosa, eine heilsame Umwälzung und Gegenwirkung wider die ehemals süße und bacchantische, späterhin rührselig und trivial gewordene Rede der deutschen romantischen Zeit. Der leidenschaftliche Ernst eines bodenständigen Soldaten der Humanität, die ungeschwächte Idee der allgemeinen Gerechtigkeit werden mit nasführenden Possenspielen kombiniert. Heines tatsächliche Sendung scheint eben doch, ein Reformator zu sein. Der einzige deutsche Schriftsteller von wegweisendem Ewigkeitsbelang zwischen Goethe, Schopenhauer und Nietzsche, durchaus Weltbürger, allerheutigster und mehr als heutiger Mensch, Politiker der Kampfparole, schmerzlich wissend und spontan, hellseherisch durchschauend, im Ethischen und Ästhetischen revolutionär; geliebt, gehaßt, bewundert, gefürchtet, verdoppelter, verdreifachter, vertausendfachter Jude, — was kümmert ihn die blinde Wut der Unfähigen, wildgewordener Doktrinarismus der Nichts-als-Pathetiker, gar das Kunsturteil der veritablen Hunnen?! ... Um dieses gewaltigen Dichters willen, aber nicht nur seinetwegen, hat sich das Experiment Mendelssohn, deutsche Haskala, deutsche Assimilation gelohnt.

Neben diesem unendlich weltliterarischen Juden verblaßt alles jüdische Wirken im Rahmen der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Was ist uns heute der gute Michael Beer, jener Bruder Meyerbeers, was Karl

Beck, Robert Blum, Theodor Creizenach, Emil Kuh (der Hebbel-Verkünder), Ludwig August Frankl, der theatralische Freskant und „Debora"-Autor Mosenthal, Moritz Hartmann, Max Ring? Sie sind uns nichts mehr. Viel weniger als bedeutende Kunstwerke schufen auch die Gettonovellisten Leopold Kompert, Aron Bernstein, Karl Emil Franzos, Salomon Kohn und der dänische Jude Goldschmidt. Es fehlt bei ihnen allen der Dämon der Leidenschaft, fehlt die letzte, in vielen Fällen sogar die vorletzte Gestaltung. Alles ist relativ und müde, schmeckt nach elender, schlechtbezahlter Fron; doch ist mancherlei durchsichtig, einfach, fesselnd im Vorwurf und natürlich im Vortrag. Allgemeingültiger nimmt sich Berthold Auerbach aus, nicht besonders originell, nicht gerade reich an eigentümlichen Zügen, ganz fein, versöhnlich; aber eben doch wie ein Held vergangener Zeit. Auerbach, Bernstein, Kompert, Franzos: sie haben das herzliche Miterleben, das fein organisierte jüdische Miterleben im Verhalten zu Menschen und Dingen, das von schönen Gefühlen erfüllte Gemüt; aber sie sind keine Künstler; und, als Juden genommen, bestenfalls gütiges Wissen, niemals neuer, altneuer Rhythmus. Hermann Schiff, von romantischer Gewohnheit emporgerissen, wirbelt eine heiße Bahn entlang und wird vom Leben in den Kot geschleudert. Ein Progone des Zionismus, wie Moses Heß, Autor von „Rom und Jerusalem", hingebungsvoll, vital und grundlegend, bedeutet in deutschen Landen ganz und gar eine Ausnahme.

Natürlich beeindruckt gelegentlich jüdisches Blut an sich mehr oder weniger reindeutsche Dichter der deutschen Literatur. So spukt in der salamanderhaften Familie Brentano, also im allerköstlichsten romantischen Lyriker und Märchenerzähler, im Romantiker um der Romantik willen Clemens Brentano und in seiner trippelnd quecksilbernen Schwester Bettina von Arnim, auf- und abflackernd ein italienisch-jüdischer Blutstropfen. Nicht viel mehr jüdisches Element habe ich bei dem Halbjuden und deutschen

Parnassier, dem goethisierenden Novellisten und italianisierenden Lyriker Paul Heyse entdecken können. Auch der witzige, aber triviale Lustspielautor und Romanzier Paul Lindau und der deutsch-englische Romanschriftsteller Rudolf Lindau waren Halbjuden. Von Dänemark aus entfaltete der famose Kritiker und Literarhistoriker Georg Brandes, ein freier Mensch und eine wahre Enzyklopädistennatur, segensreiche Entdeckertätigkeit. Er verkündete Beaconsfield, Nietzsche, Ibsen, Voltaire und die Hauptströmungen der Literatur im neunzehnten Jahrhundert. Rastlos im Herzen, nie den Juden verleugnend.

Sehr erheblich ist die Zahl literarischer Persönlichkeiten jüdischen Geblüts im Frankreich der letzten anderthalb Jahrhunderte. Ein Genie, ein wilder Funke ist nicht darunter: es sei denn, daß man den modernen Philosophen Henri Bergson (oder große Schauspielerinnen, wie die Rachel und Sarah Bernhardt) dafür hält. Da finden sich im übrigen Philosophen, Literaten, Journalisten, Dramatiker, Theaterschriftsteller. Die alte Überlieferung, Beziehung zu unserer alten Kultur halten nur noch ganz Vereinzelte aufrecht. Kurz vor der Revolution und auch in der Napoleonischen Zeit gab es noch dergleichen. David Gradis war ein Jünger der kantigen jüdischen Peripatetiker des Mittelalters und ein Voltairianer. Isaak Pinto hingegen verteidigte das Judentum wider die Angriffe Voltaires. Recht apart finde ich Adolphe Franck, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts philosophisch wirkte, vor allem als sorgsamer Erforscher der Kabbala. Er weist (vielleicht als erster) auf ihren Zusammenhang mit dem Parsismus und der Lehre Zoroasters hin. Salomon Munk übersetzte und kommentierte den Maimonides; Joseph Salvador und Hippolite Rodrigues propagierten religionsphilosophisch die Sendung Israels; und Joseph Halévi war ein Semitologe von Ruf und Rührigkeit, trat auch im übrigen für ein lebendiges Neuhebräisch ein. Wenig oder nichts zum Ruhme des Judentums trugen die gewiegten, witzigen, sarkastischen

Theaterschriftsteller (von einst und jetzt) Adolf d'Ennery, Abraham Dreyfus, Ernest Blum, Hector Crémieux, Albin Valabrègue, Henry Bernstein, Tristan Bernard bei. Weder in der Stellungnahme zu den vielfältigen Problemen des Lebens noch zu denen des Dramas oder der Bühne gehen sie über elegante Regungen hinaus. Ein Typ von dieser Sorte ist der allerneuste gleißend weltfrohe Boulevarddramatiker Verneuil. Pompös schillern französisch-jüdische Literaten und Journalisten: Albert Wolff, Blowitz, Joseph Reinach, der Direktor des Théâtre Français Catulle Mendès, Henry Avenel und mancher, der auf den Fittichen des heutigen Tages schwebt und mit hurtigen Worten wirft. Antisemit jüdischen Stammes und, einem on dit zufolge, nicht einmal getauft, war der Herausgeber des Gaulois Arthur Meyer. James Darmesteter, Théodore Reinach, Bernard Lazare verkünden das revolutionäre Ideal des Judentums: Völkerversöhnung, Menschheitsbeglückung. Sie berufen sich auf Eliahu, Jesaias, Amos, Hosea — die ersten Sozialisten ... Selbstverständlich nicht mit wesentlichen und nicht im entferntesten mit unwesentlichen Kuriositäten oder gar puren Spekulanten in einem Atem zu nennen ist der Philosoph Henri Bergson. Hier flutet wirklich lebendige Stoßkraft. Als leiblich-irdisch, allen Einzelansichten und Ableitungen zugrunde liegend, besteht im Weltbild Bergsons die eigenschöpferische Natur des ganzen Lebens. Allem einzelnen, aller losgelösten Geistigkeit, geht ein unendliches Geschehen vorauf, Wirbel, Strudel, Verzückung, Urtätigkeit. Bergson redet im hellsehenden Gleichnis davon, und in dieser Beziehung ist der Professor Bacchant und Orientale. Jüdisch philosophische und mystische Kämpfe, Qualen, Gedanken mögen zu Bergsons instinktstarker antipositivistischer Metaphysik, zu seiner Idee der triumphierenden, verabsolutierten Freiheit beigetragen haben. Die Wirklichkeit als schöpferisches Leben, als triebhaftes Werden, als ewig bildende Kraft, der élan vital, die Urgewalt der Lebensschwungkraft — dergleichen berührt sich mit der

Fülle kabbalistischer Gesichte, mit der unzerrissenen Tiergöttlichkeit einer Vitales anpackenden Mystik. Man denkt an mystisch-religiöse Strömungen unter den Juden in Polen, an zurückgedämmten und überflutenden Chassidismus . . .

In England schrieb der italienische Jude Isaak d'Israeli seine interessant drapierten Curosities of Literature und ein Buch über den Genius des Judentums. Er trat aus der Londoner Gemeinde aus. Sein Sohn war der große Lord Beaconsfield, vielleicht Europas bedeutendster und suggestivster Staatsmann im neunzehnten Jahrhundert. Anders als Lassalle und Marx, ist Beaconsfield der jüdische, der sephardische Aristokrat. Tausend bunte Anekdoten bezeugen es. Der Darwinismus gefiel Beaconsfield nicht — wegen der Verwandtschaft mit den Affen. „Wir Juden haben damit nichts zu tun" — vermeinte er. „Unser Stammbaum und Geschlechtsregister geht auf die Erzengel zurück." Im „David Alroy" hat Disraeli-Beaconsfield das messianisch-zionistische Problem und die schöne Unersättlichkeit seiner eigenen ehrgeizigen Pläne erlesen romantisch behandelt. Das Judentum als unermeßliches, unsichtbar sichtbares Problem beschäftigt ihn fortgesetzt in seinen Romanen, deren Bilder und Gedanken Flammenatem haben: in „Coningsby", im „Tancred", in „George Bentinck". Beaconsfield hat die schöpferische Inbrunst und den eigentümlich nach innen gekehrten Blick, die Subtilität und die Rattenfängerkunst. Sein Geist glutet naturhaft und wirft zuckende Lichter hierhin und dorthin. Die christliche Religion hält Beaconsfield für entwickeltes, demokratisiertes Judentum. Man gewinnt immer wieder den Eindruck, daß dieser Lord und Dandy vom Scheitel bis zur Sohle, dieser weise Magier und Löwe der Londoner Gesellschaft und Politik, der als Schriftsteller zwischen Byron und Oskar Wilde steht wie Heine zwischen Goethe und Nietzsche, jeden zerschlissenen polnischen Juden für edler hielt als den gesamten Hochadel Europas.

An jüdisch-englischen Poeten, Autoren und Poetastern

fehlt es nicht. Grace Aguilar, Emma Lyon, Amy Levy, selbst Emma Lazarus — das ist typische Frauenbelletristik. Viel mehr Intensität, die östliche Überlieferung im Blute und den springenden Funken hat ein halbwegs Moderner: Israel Zangwill. Aber auch diesem Analytiker und Könner fehlt die individuelle künstlerische Leidenschaft. Vorhanden sind Plastik, Phantasie, Stimmung. Aber Unausgeglichenheiten, matte Stellen, irregehender Kontrastsinn, ordinäre Züge verunzieren und entstellen Zangwills Werke. Und so ist es fast interessanter zu wissen, daß der edelglühende, trauervoll kontemplative, klangberauschte Dichter und Strophenkünstler des Weltschmerzes Byron, teils aus romantischer Überzeugung, teils aus poetischer Bizarrerie, in seinen Hebrew Melodies, dem halben Erdkreis sichtbar, für Judentum und Judas Freiheit eintrat. Die „Hebräischen Melodien" wurden viel und oftmals imitiert: so von dem wundersamen russischen Byroniker Lermontow. Byrons Judendichtungen sind süße Töne, unverhoffte, fremdartige, empfindsame Gebilde. Nur noch Edgar Allan Poes berauschende Träume und todüberwindender Zauber zeigen ein verwandtes Verhältnis zu jüdischen Dingen und jüdischem Blut. Letzter Abglanz, Melodie sephardischer Morbidezza spiegelt sich im „Untergang des Hauses Usher".

Mächtig, unleugbar, ein weites Land, eine neue Welt auftuend von noch nicht absehbarer Fülle und Weite, trat die warmherzige englische Romanschriftstellerin Mary Ann Evans, genannt George Eliot, für Judentum und großzügigen Zionismus ein. Und zwar hat sie den „Daniel Deronda" ihrer Ehrlichkeit, ihrem Talent und ihrer erstaunlichen Phantasiekraft zu einer Zeit abgerungen, da von irgendwie ausgeprägtem Zionismus unter Juden nicht im entferntesten die Rede sein konnte. George Eliot hat die Gedanken und Forderungen Ben Jehudas beeinflußt und in Theodor Herzls epochemachendem Werk und Wirken tiefe Spuren hinterlassen. Ein ganz vereinzelter Fall: daß dieser fremde Mensch, diese christliche Schriftstellerin,

durch Wohlwollen, Achtung und Seelenverwandtschaft, uns den Weg der Wirklichkeit und des Heils zeigte.

Wie eine seltsame Landschaft spiegelt sich Judenheit und Judentum in der russischen Dichtung und Literatur. Dem einzigartigen, unvergleichlichen Puschkin, dessen allerhöchstes Kunstvermögen Realismus, Rokoko und Romantik verschmolz, ist jüdische Psyche eine Terra incognita, — wenigstens, wenn man die Charakterzeichnung im „Geizigen Ritter" in Betracht zieht. Handgreiflich und sinnfällig, aber auch nicht mehr, ohne Metaphysik und Vertiefung, ist der Gelegenheitsmacher Jankel in Gogols „Taras Bulba" gesehen. Lermontows Inquisitionsdrama „Die Spanier" klingt abenteuerlich, rein, blutjung, wunderschön, jünglinghaft, enthusiastisch, selten sympathisch. Aber jedes klare Erkennen, alle differenzierte Wirklichkeit fehlt den duftigen, zerfließenden Farben. Dem Lauf der Welt einigermaßen in die Speichen fahren und für die Menschenwürde der Juden mit Taktgefühl und beinah Lessingisch treten ein der Historiker Granowski und der Arzt-Pädagoge Pirogow. Alexander Herzen, der Klassiker der illegalen Publizistik, hatte eine Jüdin aus Schwaben zur Mutter. Es kann und soll nicht geleugnet werden, daß die prominenten deutschen Dramatiker Hebbel, Otto Ludwig, Grillparzer (in der „Judith", in „Herodes und Mariamne", in den „Makkabäern", in der „Jüdin von Toledo", in „Esther") den gedanklichen Grundzügen des Judentums, dem Strom jüdischen Schicksals, der Seele und Gewalt jüdischer Tragik weitaus näher gekommen sind als der soviel ursprünglichere, übermenschlichere hieroglyphische Dostojewski, der die Juden keineswegs bejahte, vielmehr sich mit überströmender Leidenschaft gegen sie wandte. Dostojewski, dessen nächste poetische Agnaten unter Propheten und Kabbalisten zu suchen sind. Auch Turgenjew, der vergeistigte russische Westeuropäer und getreue Gradmesser gesellschaftlicher Stimmungen, kann sich nicht jüdisch umschalten. Erst der virtuose Satiriker

Saltykow-Stschedrin weiß Bescheid und geht über das Abstrakte und Summarische hinaus. Und ganz genau Bescheid weiß die prächtige Polin Elisa Orzesko, die photographisch zuverlässig und liebevoll führt, eine Getto-milieu-Dichterin par excellence. Der innige Nadson, Liebling einer empfindsamen Generation, der Viertelmystiker Minski sind gebrochene, disharmonische, verwirrte Judenstämmlinge. Sie opfern ihre Seelen auf fremden Altären. Weises und tiefes Verständnis für jüdisches Wesen hat der wundervolle Philosoph und mannigfach entflammte Mystiker Wladimir Solowjow, oder der menschenfreundliche Dichter des „Jom-Kippur“ Korolenko; haben naturgemäß russische Schriftsteller jüdischen Blutes, wie Bogrow, O. Rabbinowitsch, Lewanda, Meljschin, Juschkewitsch, der höchst einfühlsame, unersättliche Kritiker, Kunstrichter und kosmogonisch orientierte Ästhetiker Wolynski. Und auch dem Blute nach russische Dichter der letzten Jahrzehnte, wie Tschechow, Gorki, Tschirikow, der schwedische Rußlandkenner Aage Madelung kamen den schroffen Problemen des Judentums näher. Unverwechselbares, Fortreißendes, Zauberhaftes, Unverlierbares ist auf diesem Gebiet von den Russen nicht gestaltet worden. —

Jehuda Leb Gordon inauguriert und personifiziert in vieler Hinsicht die neue realistische Epoche im Zentrum der Judenheit. An Stelle des zarten Erschütterers der Herzen Micha Joseph Lebensohn, dessen frühzeitigen Tod er in einer lyrodramatischen Dichtung, „Der Bruder“, beklagt und dem er in seinen Anfängen stilkünstlerisch verpflichtet war, wird Gordon der führende jüdische Poet der Zeit. Bald geht er zu Angriffen gegen Rabbinismus und Chassidismus über. Er glänzt als satirischer Dichter und negierender Sittenkritiker, nicht zum mindesten durch Fabeln. Bei allem hochtönenden Skeptizismus bleibt J. L. Gordon jüdisches Volk. Bei aller prinzipiellen Ablehnung der Ultraorthodoxie, bei aller Kritik und Analyse, hat er es sich gründlichst angelegen sein lassen, talmudische Dik-

tion, antiquarisch Klingendes in seine Dichtung einzuführen. Er verdichtet jüdische Geschichte und stellt sie gleichsam zur Diskussion. Die Jahrhunderte gleiten in seine manchmal zu voluminösen und rhetorischen Verse. Der Prosaschriftsteller hat ebenfalls Geist und frische Kraft. „David und Michal" ist eine kleine biblische Epopöe von natürlicher Anmut. Eine Sammlung von hundert sinnfälligen Fabeln und fabelähnlichen Gebilden heißt „Mischle Jehuda". Ein Roman aus dem russisch-jüdischen, aus dem chassidischen Leben, von unwirschen Bitterkeiten durchwirkt, nennt sich „Olam ke-minhago". Es folgen „Gam ele Mischle Jehuda", die Gedichte als „Kol Schire Jehuda". Ein überzeugter Freiheitsmann, aufrecht, ja leidenschaftlich im Kampf gegen Schäden. Ein bedeutender jüdischer Dichter, obschon sein Ruhm heute einigermaßen verblaßt ist, wie der große Ruf des ihm so verwandten russischen Dichters und Entlarvers Nekrassow. Man fühlt auch den Einfluß Schillers, Heines, Victor Hugos, der Jungdeutschen. J. L. Gordon glaubt an ein tüchtiges, stetig fortschreitendes, unverderbtes und unverderbbares jüdisches Volk, in dem, allen zeitweiligen Trübungen zum Trotz, Gefühl für das Gute und Richtige wohnt. J. L. Gordon, das ist bei weitem nicht so sehr künstlerische Gestaltung wie reflektierend lyrischer Erguß. Dieser Poet liebt die lebendige Vergangenheit, die bodenständige jüdische Antike, die gesprochene Sprache der Propheten und Psalmisten, und kämpft für die Beseitigung des Trüben und Drückenden, für eine Modernisierung auf gesegneter ackerbaulicher Basis. Er übersetzt die Fabeldichter Lafontaine und Krylow, Blüte reichen Besitzes, und tut es in einem anschaulichen biblischen Temperaments-Hebräisch von spezifischer Färbung. Er schwelgt in Alt-Ägyptens Natur und Mythologie, besingt den glorreichen Heroismus der aus Spanien Vertriebenen („Bi-Mezulot Jam"), gibt seine Meinung für die Nation und gegen die Talmudintellektuellen ab (in „Ben Schine Arajot"). Beschuldigungen erhebt er gegen

die Gedankenwelt, wider den ideologischen, düsterglühenden Judaismus der Propheten („Zidkijahu b'Bet ha-Pekudot"). Gordon verspottet Philister, Heuchler und Silbenstecher („Um eines Jotas willen"). Man sieht, letzten Endes ist auch Gordon einer, der das ewige Weh und Ach mit den Doktrinen der Haskala kuriert, aber ein glühendes Temperament dazu, Dichter radikaler Programme, aktivistischer Publizist (lange vor der Erfindung des Aktivismus), gewissermaßen und beinahe — der Voltaire der Haskala.

Fast noch wesentlicher und ebenso angriffslustig erscheint Perez Smolenski. Aus der Schklower Jeschiwa hervorgegangen, kam er früh mit profaner Literatur in Berührung, aber auch mit einer chassidischen Autorität wie der Zadik Mendel Ljubawitscher. Er debütierte mit einem intelligenten Essay gegen die wunderliche „Faust"-Nachdichtung von Letteris, erfuhr in Prag den Einfluß des sterbenden S. J. Rapoport, wurde Schochet, Student und hebräischer Journalist in Wien. Er gründete dort ein Blatt gegen die abgelebte Weisheit und Torheit der Finsterlinge und für einen alleredelsten Nationalismus. Smolenski propagierte vielleicht als erster die Idee der Kolonisation Palästinas. Weil die Alliance Israélite die Auswanderung nach Amerika ermunterte, griff er die Alliance an. Smolenski war ein bedeutender Publizist und ein glänzender Erzähler. Sein Roman „Hatoe b'Darke ha-Chajim" hat Generationen gefallen, zur substantiellen Erkenntnis des Lebens und zur fruchtbaren Kenntnis des Neuhebräischen verholfen. Nicht minder sinnreich und schön zu lesen sind „Kewurat Chamor" und in allererster Linie „Am olam". In der Schilderung sozialer Bilder aus dem Leben der russischen Juden, in der Beleuchtung der Wirklichkeit, in Phantasiezutaten ist Smolenski scharfäugiger Realist, an vielbewunderten westeuropäischen und russischen Meistern, insbesondere an Dickens, nachhaltig geschult, dessen „David Copperfield", am „Irrenden auf den Pfaden des Lebens" zumal, greifbar abgefärbt hat. Aber Smolenskis Idee vom Judentum, die er

mit tausend Fasern liebt, ist leidenschaftlich, fanatisch, schöpferisch. Auch Hamlet und Faust sind ihm nur ein Widerhall, ein kompliziertes Echo, eine organische Umschmelzung des Grenzenlosen, das in Kohelet und Hiob Geist und Fleisch ward... In „Am olam“ formuliert er es: Die Juden sind keine Konfession, keine religiöse Sekte, wie Mendelssohn, der dünne Zivilisationsfirnis und Westeuropa vorwitzig meinen, sondern, durch innere Einheit und in verwegenstem Maße, eine Nation. Er nimmt die ungemeine Vitalität der messianischen Idee politisch und ethisch, schaltet alles ungefüg und entfesselt Religiöse, das ihn kalt läßt, aus.

Perez Smolenski ist Trieb des Fortschritts und Alarm; aber er betont durchaus die national-jüdischen Bedürfnisse und die jüdische Eigenart. Von einer Verleugnung und Verpönung der europäischen Kultur und Zivilisation, wie bei den extremen russischen Slawophilen, kann dennoch keine Rede sein. Aber im „Am olam“ weist Smolenski dem dämmernden Zionismus den Weg. Achtzehn Jahre lang erschien „Haschachar“ und war die allseitige Lehrkanzel, die hohe Schule des hebräischen Realismus, Modernismus. Und Verkündung ostjüdischer uferlos dahinrollender Lebenskraft im Mitteleuropa der Gebundenheit und Glätte, Heinrich Graetzs und Abraham Geigers. Smolenski ist Nationalist und Kosmopolit. Er glaubt an den unerhörten Universalismus der Propheten, an revolutionäre Gleichheit und Brüderlichkeit, an blühende Differenziertheit der Individualität, an die freie Entfaltung und Entwicklung des Judentums, an das unschematisierte jüdische Volk. Nicht an Symbole, mystische Spekulationen und Kabbala. Und erst recht nicht an reformierten Rabbinismus. Den Bildungsroman „Hatoe“, gewissermaßen den „Grünen Heinrich“ des Ostjudentums, begrüßten Zeitungen in allen möglichen Sprachen. „Des Esels Begräbnis“, „Lohn des Gerechten“, „Die Erbschaft“, „Die Rache des Bundes“: Smolenskis Romane, analytisch dichterische Erlebnisse, Bewältigungen persönlicher Schicksale und Sensationen durch

Systematisierung zu weitschwingenden Eindrücken, wurden mehr verschlungen als gelesen. Der Kern dieser Bücher ist, mag das Künstlerische auch mitunter leiden und sogar unzulänglich sein: Impuls und Triumph des inneren Lebens; Wiedergeburt und Vollendung der guten, für die ganze Menschheit wesentlichen Seiten des historischen Judentums.

Im übrigen hatten sich die Dichter und Schriftsteller der jüdischen Haskala hier und da an das russische, polnische, deutsche Kulturbereich assimiliert. In die russische Literatur greift schon Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Täufling und Bühnenschriftsteller Lew Newachowitsch ein. Unvergleichlich wesentlicher, ja einzig in seiner Art, leider auch getauft, ist Daniel Chwolson: autoritativer und stimulierender Orientalist, Archäolog, Professor der semitischen Sprachen an der Petersburger Universität. Chwolson schrieb über die Chasaren, widerlegte die mittelalterlichen, allzumittelalterlichen antisemitischen Beschuldigungen — alles mit grüblerischer Leidenschaft — und äußerte sich einmal in brieflicher Selbstanalyse, das Taufbad und der Eintritt in das Christentum hätten ihn keineswegs verändert. Einer späteren Generation gehört Abraham Harkavy an. Orientalist, Islamforscher, gelassener und kampffreudiger Kenner hebräischer und arabischer Manuskripte, Slawist, Spezialforscher auf dem Gebiet der russisch-jüdischen Urgeschichte und Mischkultur.

Ungefähr Altersgenossen Harkavys sind die führenden Freischärler und Exponenten der russisch-jüdischen Haskala: Ossip Rabbinowitsch, Orschanski, Lewanda, Bogrow, — zu Unrecht vergessene, denkwürdige Menschen und Schriftsteller. O. A. Rabbinowitschs Roman „Strafnoi" wurde sehr bald in Deutschland beachtet. Persönlich geartet und außerordentlich lesenswert sind auch seine „Geschichte des Handelshauses Firlich & Co." und „Moritz Sephardi". Er ist ein unendlich typischer Mittler zwischen Russisch und Hebräisch, Begründer und Wortführer der ersten jüdischen Zeitschrift in russischer Sprache, des lebendigen, be-

weglichen „Rasswjät", prominent als Publizist und in der planvollen Zeitnovelle. Lew Ossipowitsch Lewanda, aus der Wilnaer Rabbinerschule hervorgegangen, hat sich in seinen klaren und scharfgeistigen Romanen und Erzählungen „Kolonialwarenlager", „Freund Bernhard", „Zorn und Gnade des Magnaten", „Abraham Josefowitsch", „Schieberbeichte" stark und sprühend bewährt. Er ist ein zäher und kühner Beobachter, ein kräftiger, dennoch subtiler Erzähler. Lange war das Ideal seines geradlinigen Menschentums, seiner reinlichen Sachlichkeit die russische Assimilation. Nach den tierischen Pogromen wurde der enttäuschte Jünger der Tröstungen und Erleuchtungen Dostojewskis und Turgenjews palästinophil. An Wirkungsgewalt und profiliertem, physiognomisch interessanten Talent stand ein anderer russischer Romanzier jüdischen Geblüts, der fast ausschließlich jüdische Stoffe behandelte, dem ungemeinen Lewanda nur wenig nach: Grigorij Bogrow. Auch hier — in den „Memoiren eines Juden", im „Hebräischen Manuskript", im „Zärtlichen Brüderchen", nicht zuletzt im wirklich belangvollen Roman „Abschaum des Jahrhunderts" — beste russische (auch französische) Belletristenschule. Aber Bogrow war von der ideologischen, vielstimmigen russischen Assimilation nicht mehr loszueisen. Vielmehr ließ er sich zuletzt, aus (irdisch-erotischen) „Familiengründen", taufen.

Rußland übte eben doch eine mysteriöse Anziehung. Das Rußland Alexanders II., der klassisch-überklassischen, Weltpole zusammenbiegenden Romandichter, der sehr wertvollen radikalen Kritiker. Zumal die grotesk radikale Kritik Pissarews, Dobroljubows und Tschernyschewskis, die Wollust der naturwissenschaftlich orientierten Nüchternheit, beeinflußte die versonnene hebräische Literatur. Abraham Kowner greift das vornehm angepinselte Maskilim-Hebräisch an. Sein ernster und bedeutsamer Essay zur Sprachkritik wirbelte viel Staub auf; eindringlich haftete Papirnas „Alter Inhalt, neue Schale". Im „Hameliz" trat als grund-

legender publizistischer Kämpfer Moses Leb Lilienblum (Herlichsohn) auf. In eigener Seele hatte er den unversöhnlichen Streit zwischen Alt und Neu ausgefochten. Das religiöse Gesetz ist ihm eine Frucht des Getto und außerstande, den Juden durch Seligkeiten und Bitternisse eines neuen, freieren Milieus Führer zu sein. Hingegen enthält der als unfruchtbare Sophistik und raffinierte Spitzfindigkeit verschriene Talmud eine Menge fortschrittlicher, reformatorischer, lebenwollender Ideen. An der Zeit sei es, die jüdische Religion von mittelalterlichen Wandlungen und Auswüchsen zu befreien, zu reinigen. In Smolenskis „Haschachar" veröffentlichte Lilienblum, anläßlich des Mapuschen Romans „Ait Zawua", eine ausführliche Kritik im Geiste Dobroljubows und Pissarews: „Die Welt der Phantasten" („Olam ha-Tohu"). Lilienblum stellt kluge tendenziös-utilitaristische Forderungen. Seine „Jugendsünden" („Chatot Neurim"), worin ein Netz von Fragen der jüdischen Religion und des jüdischen Lebens mit impetuoser Unbefangenheit berührt wird, gehen auf des Russen Tschernyschewski gewissenhafte Geradheit und rührende Aufrichtigkeit, auf Feinde der Vorurteile und Kenner der menschlichen Herzen, auf ein schmerzhaft ehrliches Buch wie Rousseaus „Confessions" zurück.

Anno 1875 erschien zu London in hebräischer Sprache die erste sozialistische Proklamation. Eine Gruppe jüdischer Sozialisten, mit Friemann-Liebermann an der Spitze, begründete in Wien die Monatsschrift „Haemet". Auch Lilienblum ging zum Sozialismus über, veröffentlichte in der Königsberger „Assephat Chachamim" seine scharf durchdachten Elisa ben Abuja-Glossen zur Frauenfrage, Arbeiterfrage und zur Literatur, alles im Geiste des Marxismus. Von solchen und ähnlichen prägnanten Anfängen führt der unabsehbare Weg zu späten und spätesten Enkeln messianischer Träumer, zu den russisch-jüdischen Revolutionären sämtlicher Schattierungen, Ideologen, Agitatoren und Bolschewisten, Trotzki und Sinowjew nicht ausgeschlossen.

Der Romanschriftsteller Braudes publiziert in der Zeitschrift des Dichters Gottlober „Haboker-or“ („Morgenröte“) eine der trefflichsten Schöpfungen der enthüllenden Anklageliteratur: „Ha-Dat w'ha-Chajim“ („Lehre und Leben“). Hier fanden die mehr oder weniger systematischen Ideen Lilienblums ihre Verkörperung in ehrenwerten romanhaften und normalmenschlichen Emanationen. Braudes ist, mit seinen Fähigkeiten und Erkenntnisweisen, sozusagen der hebräische Spielhagen oder Boborykin. Übrigens verteidigte der gute Gottlober, gegen Smolenskis Gedankengänge, Mendelssohn und Haskala und schrieb nicht eben exzentrische antichassidische Charakterskizzen.

Beiläufig ist es die Zeit, da Schalom Jakob Abramowitsch (Mendele Mocher Sforim), ein kulminierendes Talent, der koloritreiche, blutwarme jüdische Cervantes, ein ganz Echter, als hebräischer Schriftsteller angefangen hat. In Litauen zu Hause, nach Podolien und Wolhynien verschlagen, hub er mit hebräischer Lyrik und mit der Übertragung einer dürren Naturgeschichte ins Hebräische an. Der aus dem vollen schöpfende Novellist schildert in „Ha-Awot w'ha-Banim“ den heftigen Kampf zwischen orthodoxen Vätern und fortgeschrittenen Söhnen. Gelinde gesagt, bedeutet dieser erste Wurf Abramowitschs soviel wie Mapus „Ait Zawua“. Das Werk ist lebendig, ursprünglich, schon durch den ganz eigentümlich aufgewühlten Stil, diese unvermutete Sublimierung des talmudischen Idioms, diese scharfsinnige Stilisierung in der Weise des Deutschjüdischen. Beiläufig erschien der Roman zuerst in einer russischen Übersetzung, dann erst hebräisch. Abramowitsch-Mendele, der Maßgebende, dessen tüchtige und überschäumende, kluge und perlende, im Chaos und im Kosmos verwurzelte Gestalterkraft aus dem landesüblichen Jargon eine erstaunliche Literatursprache schuf, ist in der Folge zu seiner alten Liebe, zum tiefen Zauber des Hebräischen zurückgekehrt. In den Erzählungen und Romanen voll inneren Lebens und großartiger Einfachheit, bodenstän-

diger Realistik und unvergleichlicher Kenntnis des Milieus „Schem w'Japhet ba-Agala“, „Bi-Jeme ha-Raasch“, „Bi-Jeschiwa schel-Maala“, „B'Emek ha-Bacha“.

Inzwischen bellte und schrillte in Rußland, nach dem Regierungsantritt des dritten Alexander, die teuflisch geborene, wüste Pogrombewegung, eine Völlerei der lästerlichen Grausamkeit und Vergewaltigung. Kritik und Mißtrauen Smolenskis erwiesen sich im Recht, nicht die freisinnigen Hoffnungen Bogrows und Lewandas.

Um Smolenski und seine Zeitschrift scharten sich die neuhebräischen Realisten. Brandstätter schrieb analytisch-dichterisch Skizzen: in wenigen Strichen entstanden prägnante Bilder. Dieser schalkhafte, lustige Galizier, einer der kunstfertigsten Mitarbeiter des „Haschachar“, hat als erster in hebräischer Sprache die konzentrierte kurze Erzählung gepflegt. Nicht ohne Grund wurden die kleinen Typenzeichnungen und Einzelbilder in fremde Zungen — ins Englische und Russische, übersetzt. Salomon Mandelkern, eine sehr bunte Natur, gehetztes, heilloses Flackerlicht, interessiert als Balladendichter. Er hat sich in den Jagdgründen der Literatur umgetan — an Goethe, Heine, Byron, Leopardi, durstig herangebildet, schwankt in seiner mannigfaltigen Orientierung zwischen pathetischen Melancholikern, Lessing und Mapu, zwischen vernünftigem Epigramm und abenteuerlicher Kabbalistik. Ein glühender Liebhaber und äußerst genauer Kenner der heiligen Sprache, war Mandelkern entschieden mehr Gelehrter und fast zärtlicher Lexikograph als Gestalter und Poet. Oder vielmehr seine an sich kräftige, doch zur Reflexion, zum Gedankenmäßigen, zum Lehrgedicht neigende Formbegabung wurde von der stattlichen Gelahrtheit und noch eher von der rabiaten Geschäftigkeit eines von der Scholle Losgerissenen erstickt.

Auf Jehalel übten sozialistische Anfeuerung und das Brausen eines politischen Lyrismus — Heine, Herwegh, J.L. Gordon, Nekrassow — entscheidenden Einfluß. S. Rubin durch-

forschte die heiligen Bücher der Menschheit und entkleidete die Religionen der ihm bekannten Völker und Zeiten alles Mythischen, aller Heiligkeit: — eine himmlische Arroganz, eine echt maskilische Mühewaltung... David Kohan schrieb gelehrte Meditationen über Schwärmerei, seelischen Tumult, Kabbala, Sabbatai, Chassidismus. Leon Pinsker, Sohn des bahnbrechenden Historikers der Karäer Simcha Pinsker, verfocht seine erdhafte und gescheite, später von Nathan Birnbaum intensiv aufgegriffene und ausgestaltete Idee der Selbstdisziplinierung und Autoemanzipation.

Amerika bekommt die erste hebräische Zeitschrift... Ein getaufter Jude, Salkinson, betätigt sich als Shakespeare- und Miltonübersetzer: im „Ithiel ha-Kuschi" („Othello") und im „Verlorenen Paradies" ... Aber die neutrale Haskala tritt doch immer mehr in den Hintergrund. Neue Demütigungen gebären neue Entzückung. Aus Schmerzen, Ängsten und Sehnsucht erklingen, weiten sich Palästinophile und werdender Zionismus.

Man ringt um das Einswerden mit dem Genius, mit dem Eros der altneuen Sprache. Elieser ben Jehuda findet, entdeckt linguistisches Gut und wirkt, durch persönliches Beispiel und die Propaganda seiner Zeitschrift Hazewi, für die körperhafte Wiederherstellung des Hebräischen als einer lebendigen, irdisch-materiellen Natürlichkeit. Ben Jehudas erste Publikationen, die eine allmähliche politische und nationale Konzentrierung in Palästina als einziges Rettungsmittel verkündeten, mögen unter dem Einfluß der damals hoch im Schwange befindlichen Serben- und Bulgarenbefreiung, aber auch des warmherzigen zionistischen Romans „Daniel Deronda" von George Eliot entstanden sein.

Eine lebendige hebräische Umgangssprache flammt auf und zittert vor innerer Ungeduld. Almanache sammeln sonderliche Hoffnung und neues Leben: so des gewandten, ausdrucksvollen Nachum Sokolow belletristisch-literarisches Jahrbuch Haassif; des reputierlichen Historikers und kundigen Graetz-Übersetzers S. P. Rabbinowitsch Knesset

Jisrael; der gelehrte, gründliche Ozar ha-Sifrut. L. Kantors Hajom in Petersburg ist die erste hebräische Tageszeitung. Nun paßten sich auch Hameliz und Hazefira dem Weltbild an und erschienen täglich. Will sagen: es entfaltet sich eine politisch zionistische journalistische Prosa in der sorglichst komponierten Sprache der Sprachen. Durch Ben Avigdors emsigen Auftrieb und unterrichtete Pflege entstehen die ersten großen hebräischen Verlagshäuser Achiassaf und Tuschia. Auch die Poeten der älteren Generation Mandelkern und Gottlober bekehren sich zum gar nicht mehr utopisch empfundenen Zionismus. Es gibt neue Dichter. Dolitzki formt satirisch und zart zionliebende Lieder und singt das unendliche Leid, die heiße Klage der russischen Juden. „Al Hare Zion", „Im eschkachech" sind fast zu Volksliedern geworden. Dolitzkis Lockung und Leidenschaft ist Erez Jisrael. Allzufrüh starb Mane, ein Maler und ein Dichter; ihn trugen schwärmerisches Leid und unerschöpfliche Liebe: — Natur, Kunst, Zion hießen die Auserwählten. Eminent talentiert und tief verbittert war Konstantin Schapira, russisch-orthodox getaufter Jude, aber, eben um solcher Metamorphose und Selbstverballhornung willen, enragierter Christenhasser. Das gestaute Pathos einer wilden, kühnen Leidenschaft heult unselig. Konstantin Schapira schreibt eine sensitive Ballade „Mi-Chesjonot bat-Ami", ein schicksalhaft leuchtendes Gedicht, eine Art jüdischer Kyffhäuser-Legende. Die Schire Jeschurun des chaotisch aufgewühlten Dichters sind durch bedeutsamen, ergreifenden lyrischen Ton und glutend heftige Diktion ausgezeichnet. Naphtali Herz Imber, Galizier von Hause, wanderte nach Konstantinopel, Palästina, Ägypten, England, Amerika, bis Chikago und St. Franzisko und grub nach mystischen Schätzen. Ein Sänger der beschwingten Renaissance Palästinas. Imber ist weniger ein Künstler als ein mystisch gebundener Volksdichter. Er hat aus innerster Beziehung den Mischmar ha-Jarden gestaltet. Seine Hatikwa ward zum populärsten Lied im heutigen Judentum, zur

Nationalhymne, wie seinerzeit des Salomo Alkabez „Mikdasch Melech Ir Melucha“ — zum Lied der Wiedergeburt.

Der tüchtige und wackere Romanzier Braudes schreibt seine „Zwei Extreme“, einen Versuch, die fortschrittlich haskalistische und die produktiv nationale Strömung zu synthetisieren. Weitverzweigte Bestrebungen und Errungenschaften der europäischen Kultur und Zivilisation und jahrtausendealte Grundlagen des Judentums sollen verschmelzen. Ähnlich wie vor ihm Michael Pines in „Jalde ruchi“, pflegt Seew Jawitz einen eigentümlich geprägten, gewiß aufrichtigen, dennoch etwas aufgetakelten Neoorthodoxismus, der sich von ungefähr zur jüdischen Religion verhält wie Chateaubriands oder Schleiermachers persönliche Weltanschauung zum Christentum. In all der Demut, Hingabe, Erlösungszuversicht, in diesem „organischen Weiterbauen“ ist auch mancherlei Dünkel und Anmaßung. Jawitz ist dazu ein origineller, beredsamer hebräischer Stilkünstler. — S. J. Abranowitschs (Mendeles) Kraft und Können wird immer tiefer und reicher. Auch seine Übersetzungen eigener jüdischdeutscher Werke sind starkfarbige, vollklingende Neuschöpfungen. Fast formt seine ungebändigte Gewalt ein neues Hebräisch. Die empfindsame, etwas verstaubte, biblische Gloriolen und Süßigkeiten tiradenhaft imitierende Rhetorik der alten Haskala, dieses beiläufige, grämliche ciceronische oder quintilianische Artistenhebräisch (zugegeben — eine Artistik des Herzens, dennoch unwesentlich, weil unschöpferisch) ist nun vollständig verdrängt. Abranowitsch schreibt einen kernigen, realen, gedrängten, mischnaitisch und midraschitisch durchflackerten, keinen verklärten Stil. Endgültig bricht er mit der bedrückend interessanten, affektierten Fabel. Er techtelmechtelt nicht mit der Romantik. Seine Sittenschilderungen, Handlungen, Charaktere, Gestalten, Einzelheiten sind bedeutend, wichtig, spezifisch, lebensweise, sind wirkliches Epos, wie bei Cervantes und Gogol.

# SIEBENTER VORTRAG



Achad Haam (Ascher Ginzberg), ein Mann mit einem wirklich großen Lebenswerk, wird zum rein menschlichen und rein jüdischen Ideologen der neuen Epoche. Zurüstung der Erfüllung. Vor allem meint er die Gesamtkultur des Judentums, höhere Menschlichkeit, Gefühl, Verstand, den moralischen Willen, Fähigkeiten und Neigungen, Wissenschaft und Religion des Judentums. Dann erst: die Juden. Bis ins Innerste von Erkenntnis durchdrungen, denkt Achad Haam an den ganzen Umfang des Ethischen und Geistigen, weit weniger an das Politische und Wirtschaftliche. Seine volle Aufrichtigkeit, seine unerhörte kritische Besonnenheit sind über allen Zweifel erhaben. Der Zionismus ist ihm eine jüdische Weltanschauung, die tiefinnerlich, mit unbestechlicher Ehrlichkeit das gesamte jüdische Leben, das ganze Gebäude jüdischer Gedanken und Gesichtspunkte, auch die meßbare und unermeßliche jüdische Kunst umfaßt. Achad Haams organische, ursprüngliche Philosopheme, Fragmente, Betrachtungen fußen auf moderner Völkerpsychologie und Geschichtsphilosophie, noch mehr in der eigenen Urteilskraft, Vielseitigkeit, im glänzenden Geist des Denkers. Der Zionismus ist, nach Achad Haam, keine bloße rationelle Folge antisemitischer Verhetzung; sondern jüdischer Stolz, jüdische Leidenschaft, Kraft und Tüchtigkeit, erhabenes Judentum, notwendiges Hindrängen jüdischer Gemütsart nach dem nationalen Mittelpunkt, wo Konkretes und Abstraktes, Judenheit und Judentum, sich ohne Joch und völlig frei würden entwickeln können. Die Lösung der wirtschaftlichen

Frage mit Hilfe des Zionismus ist wohl ein Hirngespinst und empirisch unerfüllbar. Aber geistiger Zionismus ist Aufhellung, Selbsthilfe, Lebensweisheit, ist die Lösung der geistigen Judenfrage. Achad Haam setzt sich mit der Idee des Autonomismus in den Ländern der Zerstreuung des mikrologisch gelehrten und geistig universellen russisch-jüdischen Historikers Dubnow auseinander, mit dem genialen Wurf und den spielenden Gedankenfäden Nietzsches, mit Christentum und Revolution, mit Moses und allem, was seinem kühnen und entschlossenen Genius und seinem natürlichen Geschick am Scheidewege („Al Praschat Drachim") begegnet. Achad Haams Almanach Hapardes, seine Revue Haschiloach, überhaupt die grandiosen Achad Haamschen Maximen und Reflexionen haben wahrhaft umwälzend und befruchtend gewirkt. Erzieherisch, disziplinierend, elementar, überverdienstlich.

Wahrheit und Leidenschaft Achad Haams wurzeln in einem blutbedingten, gottbereiten Edelchassidismus; zu dieser intuitiven Grundstimmung kommt die Art und Weise des wissenschaftlichen Evolutionismus als theoretische Fundierung. Der Weg führt zu einer tiefer verstandenen, heroischen Palästinophilie. Das von behaglichen Mächten der Assimilation korrumpierte „Wüstengeschlecht" soll unbeirrbar, soll zum Eintritt ins Gelobte Land vorbereitet werden. Schwung und Reinlichkeit des Geistes führen an die Horizonte hoher Stunden. Achad Haam propagiert die innige Verschmelzung der in Osteuropa, Amerika, Asien, Mittel- und Westeuropa und sonstwo verstreuten „Stämme Israels"; eine unzerstörbare Sammlung der geistigen Diaspora, unserer überschäumenden und feinen Kräfte, die sich in fremden Literaturen vergeudeten und vergeuden. Als einzig gesegnete, als nationaljüdische Sprache gilt seinem sittlich-künstlerischen Imperativ das Hebräische. Kein anderes Material zählt als schützendes, wohlbehütetes Element des jüdischen Schrifttums. Dieser an sich sublime Rigorismus verträgt sich nicht mit der geschichtlichen

Entwicklung, die hellenistische, aramäische, arabische, spaniolische Verwirklichung hohen Ranges kennt.

Manche Exponenten der jüngeren Literatur entfernten sich von der betont jüdischen Quintessenz Achad Haams und näherten sich allgemeinmenschlichen Idealen. So der talentvolle Kritiker, Publizist, Novellist und Übersetzer David Frischmann. Elegant und fein in der psychologischen Analyse, in der schwebenden Nuance, kam er der jüdischen Jugend mit Heine, Puschkin, Nietzsche, Shakespeare, Byron, Oskar Wilde, mit Göttern und Abgöttern Europas. Ein Phantasiemensch, kühn, klug, redlich und wahrhaft gebildet, beinah gelehrt. Eher sensitiv als dogmatisch. Achad Haam stellt am Ende auch die Schönheit unter moralische Normen, unter sittliche Zwecke. Er verschmäht die persönliche Kritik und fragt, was sein soll. Er fühlt sich als Lehrer, Meister und Erzieher. Frischmann hat die Feinhörigkeit des eigenen gesammelten Wesens, das abgetönte Vermögen, Resonanz zu geben. Er ist geflissentlich subjektiv. Bei Gelegenheit Shakespeares, der Bibel, Heines, Nietzsches, spricht er in Impressionen.

Ben Avigdor ist der Initiator der naturalistischen Bewegung, der Kunst ohne Absicht im Hebräischen. In die Gegenwart vertieft, nicht so sehr in die Zukunft lauschend. Im Namen neuer Gedanken und Gefühle, auch im Namen kräftiger und wirksamer Schlagworte, greift er, in seiner psychologischen Studie „Menachem ha-Sofer", die kleinbürgerlich gesinnungstüchtige Selbstverliebtheit mancher Juden an. Als Erneuerer dokumentiert er sich auch in einem nachdenklichen und farbigen Roman „Vor vierhundert Jahren". Er produziert hier eine künstlerische und wirksame Anschauung vom Leben der Juden in Spanien.

Der Kritiker Ruben Brainin tut den Finger in manche Probleme, hat ein vielseitiges Wissen und Können, ist ein eifriger Mann, der die Zeit begreift. Er schreibt ebensowohl über Mapu, Gordon, Smolenski wie über Helmholtz, findet

nicht als Amateur, sondern als Kenner zu Tolstoi, Nietzsche und Maupassant die Beziehung. Seine Zeitschrift „Mi-Misrach u'mi-Maaraw“ versuchte alles zu verstehen. Man urteilte nicht, man erklärte. Man wußte, daß man nichts wissen konnte. Aber man wußte sehr viel. Achad Haam glaubt. Er glaubt an Gut und Böse vom jüdischen Standpunkt. Er hat ein verläßliches Maß, die (im feinsten Sinne) sittliche Erziehung des Juden. Das Gefährliche lehnt er ab und nennt es falsch. Brainin und Frischmann kennen keine ewigen, unpersönlichen, ewigen Wahrheiten des Judentums. Aber auch sie verehren schwärmerisch und nicht ohne überindividuelle Ergriffenheit die hebräische Sprache. Sie treiben — hebräisch — Kunst um der Kunst willen.

Jizchak Leb Perez hat seine entschiedenen Beziehungen zur Haskala und zum Sozialismus und schöpft geheimste Schönheit aus der eigenen Seele. Er sucht Neues, und sein Drang ist weder ungestalt noch wirr. Er tastet und findet. Ohne im Grunde die deutliche Wirklichkeit zu verlassen, erneuert er in der Novelle und im Drama, was romantisch-phantastisch ist am Chassidismus. Tiefste Punkte blinken auf. Perez dringt ins Dunkle, nicht ins Fremde. Sein Symbolismus ist niemals ein Versteckenspielen. Man hat das Gefühl einer lebendigen Kultur, nicht das Gefühl des Todes. Irgendwie erscheint Perez' Kunst immer lyrisch. Seine Liebesgedichte — die Sammlung „Ha-Ugaw“ — sind unrhetorisch und schön, regsam im Gefühl, rein und graziös in der Form, musikalisch im Kern. Der Erzähler Perez ist ein Poet mit einer besonderen Methode (wenn man so sagen darf) des Lyrismus und ein zu tiefster Kindlichkeit bekehrter Maskil. Das hinter den Erscheinungen Entrückte, milder, reiner Schimmer der ewigen Wahrheit liegt über den allegorischen Fabeln und symbolischen Novellen. Aus Ahnungen erlauscht, gestaltet, geformt. Ein Dichter mit sehr empfänglichen und empfindlichen Nerven, der die Gewohnheit intimster Analyse hat. Mendele malt den

Juden im Menschen, Perez den Menschen im Juden. Beide sind nie Macher und Virtuosen. Insbesondere kennt auch Perez kein ausgedachtes, kaltes Nervenzupfen. Er findet in der jüdischen Mystik tiefe Weltanschauung. Seine Weise wirkt ungesucht, mächtig und tief. Wonach der Westeuropäer oftmals geflissentlich und darum für den Leser ermüdend und verdrießlich gräbt: Perez stößt darauf, und bedarf dazu keiner lauernden, verführerischen, keiner seltsamen und gewundenen Artistenkünste. Seine „Volkstümlichen Geschichten" sind träumende Umdichtung chassidischer Legenden und persönliches Gut, Duft der Erde, demütige Weisheit, eingefangene Volksseele, Sieg der einfachen Emotion über den Intellekt.

Was bei Perez dichterisches Symbol und unaufhaltsame Dichtung ist, wird bei Micha Joseph Berdyczewski (M. J. bin Gorion) zu poetisch-philosophischem Elan und poetisch-publizistischer Idee. Berdyczewski begründet den Neochassidismus theoretisch — und geht noch viel weiter. Er hat den starken Trieb in die Tiefe. Er kümmert sich um die innere Welt des Juden, um den zähen Trotz, das ungemessene, zügellose Streben, — feinfühlig, vielfältig. Er hat das farbige Gehör, das Wissen um Rätsel und Geheimnis, um Anmut, Lust und Schönheit, um Wildheit und Sturm, um Rembrandtstimmung und neue Mode. Er importiert europäische Verve und Akrobatik in die neuhebräische Literatur. Er wendet sich vom extremen Universalismus, vom sittlichen Rigorismus der Propheten ab und führt die reale Lebenskraft, die animalische Wärme des Judentums gegen die harte, starre, fleischlose Geistigkeit ins Feld. Die Konstruktion dieser Antithese ist nicht gerade von gestern und heute. Das Judentum hat, wie schon J. L. Gordon sagte, die Judenheit, Jawne hat Jerusalem verschlungen. Man muß, im Geiste unserer Zeit und der geschmeidigen Umwertung aller Werte, der Judenheit das Übergewicht geben. Nur dann wird die politische Erneuerung möglich sein. So erscheint Berdyczewski als dezi-

dierter Gegner Achad Haams, von S. D. Luzzatto, Nachmann Krochmal, S. J. Rapoport, Zunz gänzlich zu schweigen. Und dennoch blinzelt seine Seele vor unvermutetem Licht. Er trägt das ganze Judentum in seinem Geiste, auch bunte Widersprüche. Er empfindet die Legende wie eine Liebkosung, wie ein süßes Herzvergnügen, und ist doch mit den Hexereien moderner Wissenschaft, mit den leisen und leichten Schattierungen einer ästhetischen Weltanschauung, mit tiefen und dunklen Trieben, so vom Stamme Nietzsche, vertraut. Empfänglich für das farbige Wort und den Geschmack jüngster Dinge. Berdyczewski ist auch Novellist. Und alles in allem eine Natur, die unverträglichen Erlebnissen, getrennten Erinnerungen Einheit gibt, dem inneren Sinn des Lebens beschaulich zugetan, vergangener Schönheit voll — und lüstern, eine künftige zu vermuten.

Dagegen formt ohne barocken Aufputz, ohne Aufschwünge der Überhitztheit, vielmehr im ungesuchten Geiste des Meisters Achad Haam, der jung verstorbene Feierberg das jüdische Leid und den jüdischen Seelenadel zu künstlerisch ungetrübten Skizzen: „Hakamea“, „Hazlalim“. Über scharfe und bewegliche Gegensätze von Weltanschauung und Lebensanschauung dachte der jüdische Philosoph und Jünger Hermann Cohens David Neumark ahnungsvoll und wissend nach. Diese seltsamen Kontraste verhalten sich wie Hellenismus und Judaismus. Über die Philosophie der jüdisch-klassischen Epoche um Maimonides schrieb Neumark wesentlich und wesensverwandt, aber auch über Kant und Schopenhauer. Ein klug spielender Kopf war S. J. Hurwitz, unverbindlicher Erweiterer der Grenzen des Judentums und tief bewußter Analytiker des Chassidismus, der ihm manchmal würdelos, verdammungswürdig und als eine große Sucht erschien. Er wittert hier Entfesselung, Spekulationsobjekt, Entjudung, weiche, üppige Schwelgerei, und geht dem Problem nicht mit muckerischer Spießigkeit, sondern mit unauslöschlicher Vernunft, mit eindring-

lichster, kultiviertester Gescheitheit — im Sinne der sephardischen und französischen Rationalisten des Mittelalters und des Wilnaer Gaon — zu Leibe.

In Erzählungen und im Drama kritisiert Joseph Chajim Brenner das Judentum vom Standpunkt, vom Tummelplatz des Lebens. Er vermißt die unberührte, seelische Gesundheit, sieht Schwächlinge, Neurotiker, verzwickte Problematik. Er schildert hysterische Stofflichkeiten, menschliche Anomalien, Niederstieg, Entgleisung, Entartung. Er lehnt alte und neue Scholastik ab, politische und kulturelle Verwischtheiten, Brodeleien und Ekstasen eines Pseudosozialismus und eines Pseudozionismus, volksfremde Gruppen und Cliquen, den flüchtigen und ratlosen Intellektualismus. Um frischer Schößlinge willen.

Die beiden zentralen Anschauungen über Natur und Zukunft des Judentums — die judaistische und die hellenistische, vielmehr die Achad Haamsche und die von Berdyczewski, kristallisieren sich auf der einen Seite in den Dichtungen Bialiks, auf der anderen in den Poesien Tschernichowskis und Schneiurs.

Bialik ist schöpferische Konfession. Er ist zunächst und durchaus, und mehr als alle hebräischen Lyriker der letzten drei Jahrhunderte, eine Dichternatur. Aus wunderbaren Elementen gemischt, wie es auch der ihm ansonsten recht entgegengesetzte Heinrich Heine war, von dem ein judenfresserischer Literaturbonze nicht ganz mit Unrecht behauptet, daß er eigentlich Chajim Herz Bückeburg geheißen habe, und deswegen kein deutscher, sondern ein jüdischer Lyriker sei. Nebenbei: Die drei eigentlichsten jüdischen Lyriker der Neuzeit heißen Mosche Chajim Luzzatto, Chajim Herz Heine und Chajim Nachman Bialik. Dreimal Chajim, dreimal Leben! ... Wie gesagt, sind Bialik und Heine in geradezu symbolisch eminenter Weise Gegensätze. Weil Bialik, vom Geist des Bet Hamidrasch, der Propheten und des jüdischen Volksliedes genährt, zwar durch tiefes Naturgefühl und angeborene seelische Grazie

manches Schwerflüssige des Ostjudentums in sich überwand, — aber doch mit Leib und Seele ein jüdischer — hebräischer und jiddischer — Dichter ist; während Heine, an sich legitimer Erbe des Jehuda Halevi, Ibn Gabirol, Immanuele Romano und Mosche Chajim Luzzatto, nun einmal ausgesprochen europäisch empfand und deutsch dichtete. Bialik darf seiner kecken Phantastik und der schlichtesten Empfindung in der neuerwachten Sprache unserer Väter Ausdruck verleihen. Sein Schicksal ist das und sein Glück.

Der geheimnisvolle Reiz liegt gerade darin, daß er ein Jude ist wie mancher andere auch, und dennoch ein Meer von Wohllaut in seiner Seele birgt. Gestalten, wie die Lyriker der jüdisch-andalusischen Blüteperiode, wie die Lyriker von Safet begegnen uns als Mächte aus seltsam mystischer Zeit. Sie sind erhabene Schatten, rätselhaft brennende Kerzen. Sie sind wie Bewohner seliger Inseln, wie Märchenfiguren und legendarische Heroen aus kabbalistischen Geschichten und Tausendundeiner Nacht. Bialiks Tage und Nächte sind den unsrigen weitaus ähnlicher.

Bialik schwebt nicht in der Luft und ist auch nicht lediglich aus sich selbst entstanden. Das sind ja weder Maimonides noch Shakespeare, weder Tizian noch Dostojewski. Das ist überhaupt niemand. Die ewige Kunst besteht nicht darin, unwissend zu sein, sondern die Salamankaweisheit, die man eingesogen hat, auszubauen und zu überwinden. Eine reiche Welt des Geistes lag also vor Bialik aufgetan: Bibel, Mischna, Gemara und die weitverzweigte hebräische Literatur der nachexilischen Zeit. More Newuchim, Kusari, Sohar, das konservative und revolutionäre Nutrimentum spiritus aus der Sphäre Woloshin. Fest zieht er Weisheit, Weltanschauung des Judentums und den sprachlichen Genius des Hebräischen aus allen Zeiten, allen Zonen an sich. Er ergibt sich dem Zauber talmudischen Studiums und den bunten Phantasmagorien der Legende. Seine Pilgerseele feierte da wie

dort und auch sonst mancherorts Mysterien, reinigte sich in Flammen der Weisheit von Schlacken und schuf in einer Sprache, die noch heute die meisten Menschen, und darunter viele Juden, für tot halten, erfüllte und erstaunliche Gedichte. Auf den Gipfel seines dichterischen Vermögens konnte er aber nur — die natürliche Begabung immer vorausgesetzt — durch eifrigsten, emsigsten priesterlichen Kultus am Wort gelangen. So lebendig war das Neuhebräische vor Bialik denn doch keineswegs, daß er sich nicht nach zehntausend Kunstausdrücken, und gerade solchen für einfachste Dinge, gründlich hätte umsehen müssen. Einen Zuschuß an Kraft und Stärke, an Kenntnis des Handwerklichen und der höheren Artistik mag Bialik durch die russische Lyrik erfahren haben (wenn auch nicht in gleichem Maße wie Tschernichowski). Was indessen ein Intermezzo, einen Sommernachtstraum, eine Verheißung Bialiks von einem noch so köstlichen Lyrikon Tiutschews oder Briussows unterscheidet, ist, daß jene Russen mit ihrer schöpferischen Seltsamkeit in ihrem Volk ebensowenig eine breite Resonanz finden, wie von ungefähr Hölderin oder Stefan George bei der deutschen Nation. Anders Bialik. Vielleicht liegt es daran, daß wir Juden von vornherein komplizierter empfinden, mehr als andere Nationen ein Volk der Bücher sind, und an einen Lyriker, an einen Seelenkünder gar nicht das unbillige Verlangen stellen, daß er ein derb zupackender Naivling sei.

Immerhin haben Bialiks Elfen ihr goldenes Lachen, seine Lieder ihre helle Lust und den sonoren Klang nicht etwa bloß gelernt. Es sei denn, daß der Dichter in die Schule der Nachtigallen gegangen sei. Einzig in seiner Art bleibt mancherlei. So jenes Vermögen, sich seelisch bis an den Saum eines Jenseits zu erheben, ohne dabei das Diesseits zu verlieren. Ich habe meinen Glauben an die Triebkraft der neuhebräischen Poesie in Bialiks Liebesliedern, in Bialiks elementar beseelter Naturmystik wiedergefunden. Sie sind Dichtung durch satte Grundfarbe und

leise Tönung; während manches, was sonst weise und gelehrte Männer der Ära zwischen Mendelssohn und Herzl, aber auch später geschrieben haben, sich sehr stattlich und sauber ausnimmt, aber halt keine Dichtung ist. Bei Bialik ist wirklich rhythmische Kraft, Wahrheit und Innigkeit des starken, mächtigen Gefühls, unmittelbarer Ausdruck des Gedankens, Grazie der Form. Mit der schmucklosen Innigkeit des Gefühls hat es Bialik freilich leichter als mancher jüdische Kollege in Apoll, der in fremden Zungen dichtet. Er hat es da fast so leicht, wie die gewaltigen Dichter des Deboragesanges, der Psalmen und des Hohenliedes. Wie die Dichter und Seher, die im Namen des Ewigen Recht sprachen und Meere des göttlichen Wortes ausstrahlten im Lande Jehuda und im Lande Ephraim. Bialik, der Erbe fetter und magerer Jahrhunderte der hebräischen Poesie, hat das feinste Ohr für alles, was Wohllaut ist im Hebräischen. So wird seine Lyrik anmutiges Schaumgekräusel und turmhoher Wogenprall, mitgeborene Melodie und hinreißende musikalische Malerei.

Und dieser Dichter ist mit hohen Gesichten gesegnet. Er vermag — um von der Technik zu reden — altertümlich Gravitätisches, Formelhaftes, sparsam aufgetragenen Edelrost wundervoll zu beseelen. Alles ist, ohne Affektation, individuell souverän, Erhebung, Enthüllung, Offenbarung, sinnliche Fülle des Naturgefühls oder märchenbuntes Spiel. Feuer sprühen zackige Töne. Und verhängnisvolle Zeitverhältnisse, unnennbare Tage und Nächte werden metaphysisch gesteigert.

Bialiks Vitalität ist dem gigantischen Gedankenbauwerk jüdischer Weltanschauungen gewachsen, ohne daß er in erster Linie ein hoher Geist wäre. Sein Sinn für das Unbewußte führt ihn zu den Adern der Volkspoesie. Die einfache Weisheit und Hellhörigkeit seines Geschmacks belauscht das Melos jiddischer Mundarten. Dieses flüssige Wogen und Wiegen, dieser knappe Stil, diese Melodik und Rhythmik werden zum Stigma der künstlerischen Eigenart

Bialiks. Gewisse buchmäßige Unbeseeltheiten der neuhebräischen Literatursprache beseitigt Bialik dadurch, daß er die organische, unerstarrte, hin und her fließende Poesie des Jiddischen, die Anarchie des Helldunkels mit hineinströmen läßt und solchermaßen lyrische Urtöne in allaussprechende Worte bannt.

Bialik ist ein Kind seiner myriadenfach aufgewühlten Zeit; und dennoch hat er sich zu einer Art von Zeitlosigkeit durchgerungen, hierin von der monumentalen Wucht und mystischen Glorie seines Kunstmittels unterstützt. Im übrigen ergibt die Bialiksche Synthese das männlich Prophetische und naturhaft Konziliante, das Leidenschaftliche und das Tiefinnerliche. Bald blitzt Bialiks Dichtung empor in schnellem Feuer und glutet in visionär-dramatischer Anschaulichkeit. Ich habe wohl viel Kunst, aber nichts lediglich Absichtliches bei Bialik entdecken können. Das Entrückte, Seherische seines Schaffens steht außer Zweifel. Dichter ist Bialik und Gefäß der Dichtung.

Seine Verse sind in Wahrheit, das heißt in der Phantasie erlebt. Tiefe leuchtet und Schlichtheit, Tändelei und äschyläische Tragik. Im echten Purpur schreitet er daher, und wenn nötig, in bizarr possierlichem, hüpfendem Übermut. Keiner, außer Novalis, Eichendorff und Nietzsche-Zarathustra, versteht wie er die Stimmen der Nacht. Keiner, außer Puschkin, die Pracht des Wintermorgens. Bei aller Liebe zur Einsamkeit und Verbitterung ist der Lyriker Bialik kein Weltscheuer, und, frei von westlicher Seelenhypochondrie, fühlt er sich, trotz Kriegen und Pogromen, wohl im Arm des Erdenlebens. Das macht: In ihm lebt echte Dichtersinnlichkeit, dionysische Genußfreudigkeit, stürmische Liebe in Ausdruck und Gefühl. Ihn durchglutet tatenfrohe Eile, dunkler Ton der Wehmut und des Leids; in ihm lebt das Dunkelklare, das Gedämpfte und Nachtgespenstische, das Labyrinth der Geheimnisse Gottes.

Dieses Lebenswerk hat sich einen starken, sicheren Weltruf erworben. Mit unermüdlicher Energie, wiewohl nicht

unterschiedslos mit vielem Talent, übersetzte man Bialik ins Jiddische, Russische, Deutsche, Italienische, Englische, Polnische, Französische, Ungarische. Ungläubige und Verzückte lasen in der „Flammenrolle“ und in Liedern des Lichtes. Begeisterte und Verkleinerer sahen die „Toten der Wüste“ aufsteigen, die alte, ehrwürdige Zuflucht — das Bet Hamidrasch, und die ruhig-unruhige Mitternacht. Man lernte mit Bialik das adelig einbalsamierte und das messianisch lechzende Judentum lieben. Man lernte ihn lieben, der in „B'Ir ha-Harega“ und anderwärts mit Gott ringt und mit dem Volke. Er hat nicht die Harmonie der Harmonien Jehuda Halevis und Goethes (dessen „Iphigenie“ er mit mehr Grund als Schillers „Wilhelm Tell“ hebräisch nachgestaltete). Er ist ganz Bewegung, objektives Gefühl. Man soll ihn auch nicht an den Propheten messen, weder an großen noch an kleineren. Aber er ist den Dichtern der Bibel tief verwandt, nicht sowohl im Geistigen und Übermenschlichen als in der blutmäßigen Einstellung. Die ist Element und Verhängnis, nicht eingeschrumpft und rechnerisch; Tragik und Rhythmus, nicht entfesselte Geometrie.

Tschernichowski brachte der hebräischen, der jüdischen Dichtung fruchtbar Neues. Er hat den Pulsschlag, die irdische Mystik und die süße Klarheit. Den ungemessenen Wunsch ins Blaue, Unerforschliche und die ruhige, vornehme Schönheit der Form. Noch in der Schwermut, in der Erschütterung ist er griechisch, apollinisch heiter, ein Parnassien mit starkem Hang zu geruhsamer Stilisierung, kein klüglich balancierender Eklektiker. In Betrachtung versunken, temperamentvoll und geistreich. Manchmal ist aller Gram wie abgefallen; im Nur-Geistigen geht das Körperliche nicht unter. Tschernichowski wühlt schmerzhaft in den Wunden des Judentums, dann spricht er uns liebreich zu; und immer wieder sucht er nach einem hellen, erlösenden Zenit. Magie und Zauber der reinen Kunst haben es ihm angetan. Die Krim atmet in seinen Versen und der Schwarzwald. Der Kristall seiner Idyllen spiegelt

die Ukraine. Frühling und ungezähmten Aufbruch jauchzen die klangvollen, bilderreichen „Agadot Awiw". Lebendigster Realismus erquickt Tschernichowskis Verse; transzendente Spekulation und klare Beobachtung reimen sich in der Glut, in der inbrünstigen Gewalt des Dichters zusammen. Leben ist Begehrlichkeit, Glück und Herzenstrost. Leben ist Liebe. Die erotischen Verse Tschernichowskis sind von einer seltenen Intensität der Gewißheit; kein Stiefkindgroll und völlig unsentimental. Sie treten in die Welt verlangend und verbrennend. Feuerstrophen schlagen wie schlanke Flammen ungebrochen in die Höhe. Tschernichowski kennt den Fluch der Abstraktion; aber er selbst vermag das Naive naiv wiederzugeben, durch starke, feurige Leidenschaft hinzureißen. Das Meditative fehlt trotzdem nicht. Tschernichowski liebt den Aufstieg ins Grenzenlose und die natürliche Begrenzung. Er besingt prachtvoll im Ton, wild üppig, energisch Mohammed, Bar Kochba, mittelalterliche Burgen, blonde Bestien sogar; in Liturgien der Schönheit, mit wohlangewandtem Wissen, sehr graziös und meisterlich preist er die Elemente, den Waldeszauber, die Götter und Göttinnen von Hellas, Phöniziens Balsamgärten, die Unterwelt der Leidenschaften, aber Apollon vor allem. Die göttlichen Frauen und Mädchen liebt dieser Poet, die blendende Zier, die mühelose und frohbeherzte Gesundheit, den allerseligsten Freudenquell, das frische Ambrosia. Und am jüdischen Gott liebt Tschernichowski den Schaddai, die Schalhewet Jah, die Kraft aller Kräfte. Er rehabilitiert die wilde Regsamkeit der schwarzfunkelnden „Lügenpropheten". Judentum ist ihm wenig, eine blasse Idee; Saat von Graetz gesät, dem Tage der Garben zu reifen. Judenheit ist — alles. Er glaubt an strotzende Säfte und an ein im eigenen Land genesenes, heimatseliges, großgewiegtes kräftiges Volk.

Eine echte lyrische Natur. Ein Formvirtuose, aber kein launischer Zärtling; sondern künstlerische Fülle, alle engabgezirkelten Gebiete überflutend. In nahezu jedem Ge-

dicht — Spiel und Traum, Liebe zum Lebendigen, Kraft und Grazie. Formgefühl, Sinnen und Trachten sind, unbeschadet dem Eigenwuchs und der selbstherrlichen Meisterschaft, mannigfaltig an russischer, antiker, westeuropäischer Lyrik orientiert. An Anakreon, Ovid, Goethe, Shelley, Puschkin, Gogol, Tiutschew, Musset, Polonski, Alexei Tolstoi, Fjät, Balmont, Dehmel und Dauthendey. Dennoch bleibt Tschernichowski durchaus jüdisch und originell, seine Dichterseele — naturhaft und hohepriesterlich, Sambation und brennender Dornbusch. Und weiche Musik, zärtlich streichelnd, nächtliche Stille, verzaubert horchender Garten, silberner Mond, und Feld und Wald und Meer. Elegie, Humor, schwelgerischer Lyrismus...

Salman Schneiur ist jähe Aufwallung und Künstlichkeit. In seinem Weltgefühl steht er Tschernichowski bei weitem näher als Bialik. Er ist ein neugieriger Grübler und dennoch Vollblutpoet; einer, der nachdenklich alle Grade, Reize und Verzückungen mißt, und dabei kühn und ursprünglich in seinen Stoffen und Bildern. Ein strenger Chemiker der Weltanschauungen und Religionen, prüft er sie kritisch; und jedesmal stellt sich heraus, daß es wieder nur Wahn war. Schneiur begräbt in „Al Chof ha-Seina" („Am Ufer der Seine") Bet Hamidrasch und Notre Dame, tut — ein kleiner Anti-Messias — Judentum und Christentum ab. Die Sehnsucht will nimmer verstummen; der Hunger nach Glück ist unausrottbar. Aber, erbittert und unstet, greift der Dichter in „Wehaja be-Acharit" Prophetie und Sozialismus an. Er mischt fremde, unerhörte Genüsse. Die Begierden sind ins Phantastische entlaufen, in düster-dionysische Trunkenheit. (Tschernichowski kennt auch die fieberische Gier, aber erst recht und mit Leib und Seele die stolze, kraftstrotzende Heiterkeit des Phöbos Apollon.) Durch Schneiurs Dichtungen klingt die fahle, gespenstische Botschaft der Großstadt, das schaurige Rätsel der Relativität. Er wittert unempfundene Reize, ungekannte Sensationen, lauscht auf die Nerven wie Baude-

laire und Huysmans. Aber auf der Wanderschaft durch einsame Wünsche, nervöse Empfindsamkeiten, durch sehr persönliche Harzgesänge, in denen er Goethes und sogar Uhlands gedenkt, durch bunte, volle Verse, scheue Stimmungen und seltene Launen, kommt Schneiur wie zufällig ins alte, vergessene, unvergeßliche Wilna. Und diese Vision des Jeruschalajim schel-Galut, des nordischen Jawne und Pumbeditha, ergibt eine üppige, stolze, wunderliche und kräftige Dichtung. Dies ist der ganze Schneiur, der seine Literatur kaum einmal aus nichts schafft; den aber der dunkle, weite Drang über das Herkommen und auch über feste Zielsetzung schleudert; der die jüdische Farbe will und den Geruch des Tages. Alles ist neu und ist doch wieder alt, biegsame Versöhnung der Gegensätze, der fremdesten Kräfte. Wilna in tausend Variationen — Schicksal und Atmosphäre dieser Stadt, Landschaft und Legenden, Erinnerungen an Gedimin, Witold, Napoleon, an den Grafen Potocki (einen zum Judentum bekehrten Märtyrer, den „Ger Zedek"), an den Gaon Eliahu, Montefiore, Micha Joseph Lebensohn und Mapu, an Eliakum Zunser, Motke Chabad und Michelangelo; Macht und Zauber uralter Synagogen, gotisches, barockes und Rokoko-Christentum, letzte Ausläufer des Islam, das karäische Troki —, das alles macht die Intensität und die Rechtfertigung Schneiurs aus, Temperament, Reserven und Aszendenz, das schwingende, ringende Werk.

Aus der eigenen Art eigene jüdische Kunst gestalten Jakob Kahan, J. Fichmann, Ben-Zion, Smilanski, Agnon, die Elischewa . . ., Poeten von größerer und geringerer Begabung. In deren und anderer Dichter begeisterten Gesten ist jenes Körperhafte, das lange ersehnt, aber noch nicht zutage getreten war. Agnon zumal hat den Überreichtum triebkräftigen Schönheitsdranges, die dunkle, durchwühlte Mystik und Irdischkeit; die Elischewa — eine kapriziöse, süße Melodie; Jakob Kahan die tiefe, innere

Spannung, den wesentlichen, bannenden Ton, die starke Ergriffenheit. — Immenses Leben erfüllt das Rauschen und Klingen der jungen hebräischen Poesie. Priesterliches Pathos tut sich auf und leuchtet, naives Zugreifen, ländliche Symphonie, Menschliches, höhere Heiterkeit, hervorragende Sprachgewalt und bildnerische Schöpferkraft. Wir haben in jedem Falle hochbedeutsame Leistungen geistig unabhängiger Menschen zu erwarten, erlesene Genüsse, unterirdische Töne, die ans Herz packen, Legenden und Legendenzerstörungen, Augenblicke der Bestürzung, Positives, Aufbauendes. Neue Schrift und Offenbarung, Traumkraft Jehudas und Erdreich Ephraims. —

Beide Sprachen leben im jüdischen Volk. Das Hebräische — vielen als ein Sanskrit, als ewig heiliger Text, unendliche Liturgie; anderen: als durchaus gegenwärtig und lebendig, Terminologie des Alltags, der Dichter und Denker, ungehemmt durch religiöse, ethische, didaktische Bedenklichkeit, uralter Glanz und ewig jung ...

Aber Rabbi Nachmann von Brazlaw riet seinen getreuen Chassidim, eine Stunde täglich Jüdischdeutsch zu beten. Weil das Herz nicht den Worten folge, die man in einem ungewohnten Idiom spricht. Die chassidischen Führer bezeigten überhaupt eine tiefe und wache Sympathie für die Sprache des Volkes. Naturgemäß wurden chassidische Legenden von Mund zu Mund jüdisch, nicht hebräisch erzählt. Jüdisch war auch das Volkslied, das Kinderlied, ein Teil davon noch in deutschen Getti geboren und gesungen. Alt, aber bestimmt keine Nachahmung, sondern von erschütterter jüdischer Seele zur Welt gebracht ist da mancherlei: beispielsweise, das wundervolle, einzig gelungene „Unter Jideles Wiegele“. Aus viel späterer Zeit stammen Liebeslieder. Sie sind träumerisch, klangvoll, lustsam, an Wohllaut und Kraft des Ausdrucks reich. Ein bunter Teppich der Sehnsucht wird entrollt ... Ohnmacht und Verzweiflung, trostlose, namenlose Trauer atmen die Lieder vom widerwärtigen, jämmerlichen Leben der Sol-

daten unter Nikolaus I. — Die Sprache der Maskilim war Hebräisch oder Russisch. Den „Jargon" fanden diese Aufklärer roh, geschmacklos, übel. Auch hatten sie eine Vorliebe für das Deutsche: Der Maskil war verliebt in Goethe, Schiller; aber selbst Zschokke erwuchs ihm zu einem stattlichen Erlebnis. Ließ sich der Maskil herbei, jüdisch zu schreiben, so flocht er möglichst viele deutsche Redensarten, aus völlig fremdem Lebenskreis, ein.

Als erstes Literaturwerk des kraftgeschwellten jüdischdeutschen Ostens gilt eines gewissen Hurwitz (vielleicht Pseudonym für M. A. Günzburg) „Columbus". Damit wurde für viele Juden die untrügliche Existenz Amerikas sozusagen entdeckt. Sehr wuchtig und spontan wirkt J. B. Lewinsohns „Hefker-Welt" („Die freie Welt"). Lewinsohn schreibt überzeugend jüdisch, ohne Neigung zu großartigen Germanismen. Sein Buch wurde aber erst in viel späterer Zeit, in einer Epoche neuer Wandlung des jüdischen Schicksals, veröffentlicht. Autoren der russischen Haskala-Periode zögerten mit der Publikation ihrer jüdisch geborenen Bücher. Immerhin entwarf Axenfeld allerlei Romane und Stücke zur Unterhaltung und Belehrung, die in altfränkisch empfindsamen Humoren, beinah jeanpaulisierend glitzerten. So eine dramatische Äußerung des Zeitgefühls, „Der erste jüdische Rekrut in Rußland", und einen Roman, „Das Kopftüchlein". Ettinger, in Deutschland studierter Arzt, dann Bauer in Rußland, verfaßte eine Komödie „Serkele" („Der Spiegel"), nach dem Muster Lessings zusammengedichtet, sowie — unter dem Titel „Mescholim und Liedlech" — Geschichten, Fabeln und allerhand Verselei. Zulängliches und Unzulängliches erschien erst nach dem Tode des Autors. Ettinger hatte auch in die Saiten gegriffen und Schillers Glocke imitiert; aber er war nebenbei ein erheblicher, energischer Beobachter und ein kluger Unterhalter. Gediegen, schlicht, väterlich berührt mich Elieser Zweifel — lange Jahre Lehrer an der Shitomirer

Rabbinerschule. Er hinterließ obendrein als hebräischer Stilist und Übersetzer deutscher Klassiker, insbesondere Goethes, einen guten Ruf. — Es entsteht jetzt auf- und niederschwirrend die maskilische Volksdichtung in jüdischer Mundart. Michel Gordon, an sich ein bescheidenes Talent, ist geräuschvoller Wortführer dieses Werdetriebs, geschickter Reimer, einfach, manchmal anreißerisch einfach. Im Grunde möchte er das Judentum, dessen Zerrbild in seinem Bewußtsein eines Halbgebildeten lebt, entjuden, entorientalisieren. Er amüsiert sich in Spottversen über die Existenz von Engeln und über chassidische Rabbis, schwingt Keule und Pritsche wie Moritz Gottlieb Saphir oder Oskar Blumenthal. Infolge der Pogrombewegung änderte selbst Michel Gordon, der freche Humorist, in vielem seine Ansicht. Im übrigen ist die biedere Unverfrorenheit behaglich grinsender Travestie seine Stärke: ob er sich nun Heines „Grenadiere" vornimmt oder die holde Narretei für den Zadik fromm und fessellos begeisterter Frauen. Ein witziger Parodist, ein zynischer Pasquillant, dem es auf ein paar Knallerbsen mehr nicht ankommt. Der immerhin ganz andere Jehuda Leb Gordon, wuchtiger und geistiger hebräischer Zeitdichter, ein Poet von Geblüt (im außerordentlichen Zeichen Victor Hugos), durchbrach mitunter die Hülle des Hebräischen und war auch als jüdischer Schriftsteller hervorragend und wirksam. Er veröffentlichte eine wertvolle, wesentliche Sammlung jüdischdeutscher Gedichte. Sehr glücklich trifft er den Ton der Volkslegende, gibt den frommen Geschichten und Gebildchen, ungefähr im Charakter Gottfried Kellers, einen drolligen, putzigen Beigeschmack. Erst recht im Jüdischen ist J. L. Gordon mehr umsichtiger Aufklärer und bewußter Verskünstler als Dichter von Gottes Gnaden...

Eine eigentümliche Mischung von Gaukelei, Mangel an Gewicht, von Oberflächlichkeit und kraftvoller Natur, ein Phänomen in der jüdischen Literatur ist Abraham Goldfaden, der Vater des Jargon-Theaters. Er konzentriert

seine Kraft nicht um Parteifragen. Aber er hat eine Idiosynkrasie gegen unjüdische Juden. Diesen Eindruck bestätigt sein phantastisches Poem „Schabsiel". Goldfadens Ideale umkleiden einen kleinbürgerlichen Kern. Ein volkstümlicher Dramatiker, wie Nestroy und Raimund. Man denke auch an die sephardischen Rivalen des großen Lope de Vega, so an Antonio Enriquez Gomez. Das unmittelbare Muster Goldfadens waren französische Gassenhauerstücke mit Couplets. Aber er verstand es, die Motive, aus innerster Eigentümlichkeit und mit erstaunlichem Sprachgefühl, zu verjüdischen. In einer Person war Goldfaden Direktor, Regisseur und populärer Stückeschreiber. Aus Vorbetern und jüdischen Handwerkern hat er sich seine erste Truppe gebildet, die zuerst ohne Frauen spielte. Den Mittelpunkt der schwungvollen jüdischen Theaterunternehmungen bildete Odessa. Die künstlerische Magie ist zunächst gering; ja das Schmierenhafte prädominiert. Aber Säfte der Erde gären, strömen hinauf. Goldfaden ist behender Anordner, Antreiber, Macher, Virtuos des Kitschigen, buntgewürfeltes Talent, materialistisch, sentimental und vernünftig. Und alles in allem — bedeutend.

Eliakum Zunser (Eliakum Badchen) war Liederdichter, Spaßvogel, Gaukler, scharf von Verstand, unermüdlich. Dieser schätzenswerte Sohn des litauischen Getto hat gegen sechshundert mehr oder weniger volkstümliche Lieder gemacht, gewissermaßen Chansons mit brillanter talmudischer Logik. Als sein berühmtestes darf vielleicht „Die Soche" („Der Pflug") gelten: worin Palästinophilie und Feldarbeit Bewunderung und Sympathie ernten. Eliakum Zunser formt die löblichen Triebe und Absichten des aufgeklärten jüdischen Bürgers; er löst dem Reuigen die Zunge. In Amerika verherrlichte der treffsichere Badchen Columbus, Washington, Republik und Sozialismus, und schmähte den Dollar und die kapitalistische Ausbeutung. Kein literarischer Dichter, ein Chansonnier eben.

Aisik Meier Dik ist der Vater des jüdischdeutschen

Volksromans. Dik schimpfte sein lebelang auf die unästhetische jüdische Mischsprache, die er nichtsdestoweniger oder eben darum gern zu putzen und zu salben pflegte. Im Anschluß an französische und deutsche Muster ersann er an die dreihundert romanhafte Geschichten jenes westöstlichen Gepräges, für die Frauen und für die Armen im Geiste. Darunter: „Die Grisetke und die Neiterke", „Ein Verdreienes" („Eine Intrige"), „Die alte Jungfer", „Das Gan Eden-Veigele". Dik kann plötzlich — mir nichts, dir nichts — mit einwandfreier Korrektheit Schiller zitieren („Asien riß sie von Europa ..."). Er übersetzt aus dem Russischen Levanda, verschmäht aber auch Paul de Kock nicht. Das Land der Vollendung ist ihm, wie so vielen Wilnaer Maskilim (Dik gebraucht für Wilna gern das hebräische Anagramm „Ajalon"), die deutsche Kultur. Theodor Fontane schrieb einmal an Adolf Lasson (den getauften Badchen des Hegelianismus): „Wirkliche Liebe zur deutschen Dichtung hat doch nur die Karl Emil Franzos-Gegend". Fontane hätte auch „Aisik Meier Dik-Gegend" sagen können. —

Noch weniger Künstler als Dik waren Schomer-Schaikewitsch und Seiffert. In Seifferts Roman „Blumen und Derner" findet sich eine ulkige Hamburger Episode. Schomer verfertigte ebenso ungefüge wie triviale, „spannende" Romane und Theaterstücke: „Die eiserne Frau oder Das verkaufte Kind", „Der Katorschnik" („Der Zwangsarbeiter"). Im „Katorschnik" fungiert übrigens als Auftakt ein Dialog zwischen der hebräischen und der jüdischen Sprache. Recht natürlich wirkt es, daß die beiden Idiome reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist: das eine also in vortrefflichem Hebräisch. Und dieser Geist des Hebräischen ist willig, aber das Fleisch des Jargons ist schwach ... Aus Schomers amerikanischer Zeit stammt Kolportage in Wolkenkratzerformat: ein Riesenroman, „Die Giftmischerin", in zwölf Bänden, und ein anderer gar, „Unter Menschenfressern", in sechsundzwanzig Bänden.

Endlich finden wir aber doch einen außerordentlichen, liebenswerten, ja einen großen Schriftsteller im jüdischdeutschen, im positiv jüdischen Roman: Mendele. Abramowitsch-Mendele übt die Zauberkraft des Altmeisters. Er hat dazu die dauernde Ursprünglichkeit, die Schärfe des Blickes, das Sichausströmen und die Form. Und ist, bei neuen Gesichtspunkten, originellen Ideen, tonangebender Einzigkeit, der Jude in voller Glorie, der jüdischeste Jude. In den engen, beschränkten Kreis bricht ein heller, starker Naturlaut. Mendele kennt den Talmud und den Wald, Gemächlichkeit und Konflikte, die seltene Gerechtigkeit und die menschlichen Geschicke, Unrast des Herzens und das Lächeln unter gedämpfter Träne. Im „Fischke", im „Kleinen Menschele", im fünfaktigen Drama „Die Taxe", immer gründlich, unumstößlich und mit ganzer Seele — am typischesten und vollkommensten in der „Kljatsche" (der „Schindmähre"), entfaltet sich das reale Dasein und, in so gewöhnlichen Szenen des Lebens, viel mehr. Absichtslos, einfach, selbstverständlich gebiert sich die Erschütterung. Insbesondere „Die Kljatsche" ist mit gewaltigem Griff in die zitternde Wahrheit gestaltet und von tiefer Symbolik erfüllt. Das Problem der Verelendung, in all seiner Buntheit, Erhabenheit und Gemeinheit, spiegelt sich hier. In all den Geschichten vom Wunderringelein, Reisebeschreibungen Benjamins des Dritten, Affären von Leuten, die von Tunejadowka auszogen, den Wohnsitz der zehn Stämme zu suchen, schwillt und quillt volkstümlich und bilderreich jene persönliche, ernsthafte und schöpferische Art Mendeles, die ihn unbedingt zu einem Autor der Weltliteratur stempelt. Wie wenige ist er, durch reinen, unzweideutigen Instinkt, mit den Schlagadern, mit dem unversiegbaren Born des Volkslebens verbunden. Wahrhaft überlegen in der Kunst der Darstellung, schwelgt Mendele in einem kolossalischen, unermeßlichen Wortschatz. Wie Cervantes, Gogol und der russische Satiriker Saltykow-Stschedrin, seine nächsten

arischen Agnaten, verläßt er sich auf sein Herz und ist ein Könner im höchsten Sinne.

Jizchak Joel Linetzki wurde durch einen Roman aus dem chassidischen Milieu bekannt, der an die paradoxe, unbehagliche, menschlich-dokumentarisch interessante Selbstbiographie Salomon Maimons erinnert, „Der junge Mann aus Polen“. Linetzki unterscheidet sehr wohl zwischen dem berufenen Chassidismus des Baal-Schem, dieser tiefsinnigen Einheit und Ganzheit, diesem religiösen Dasein, das Ziel und Mitte ist, und — den wilden Auswüchsen, der gezüchteten Unbildung, der unfruchtbaren Selbstkarikatur. Und, anders als später Perez, dringt Linetzki nicht ins Innere. Ihm ist der Chassidismus kein Quell der Poesie, sondern etwas, das überwunden werden muß.

S. G. Frug, als russischer Dichter, durch reine, leichte, flüssige, reizvolle Gedichte bekannt, in seinem Wesen liebevoll und treu und ohne jede Affektation, ein Poet der Jugend im besten Sinne, aus der hohen Schule Puschkins, Lermontows, Heinrich Heines, aber kein Trabant und bloßer Anempfinder, fand auch mit seinen jüdischdeutschen Versen Verbreitung und Anerkennung. In Frugs Balladen, Legenden, Elegien, lyrischen Stimmungen lebt ältere und jüngere jüdische Sage, aber auch Naturgefühl, Segen der Erde. Ein Volksdichter von echtem Schlag, der aus dem Schatz der jüdischen Volksseele und Überlieferung schöpft, ein frisches, naives, strömendes Talent und ein individuell gearteter Umarbeiter angehäuften poetischen Stoffes, nicht ohne beträchtliche europäische Geistesbildung.

Noch viel populärer als Frug ist Morris Rosenfeld, dessen Gedichte man in mehrere europäische Sprachen übersetzt hat, ins Englische vor allem. An ihm fanden Jaroslaw Vrchlicky und Maxim Gorki Wohlgefallen. Rosenfeld, der ahasverische Proletarier und Frondeur, hat soziale und nationale Lieder gedichtet. Er nimmt nie das Leben auf die leichte Achsel: ein Arbeiter und ein Jude,

herzbefreiender, seelenstärkender Sprecher volkstümlicher Rachegedanken, des gesellschaftlichen Umsturzes, Feind politischer Rückwärtsbewegung und der Spießbürgerherrschaft. Auf ihn wirkten die niedergedrückte Stimmung einer reaktionären Zeit, sozialistische und anarchistische Ideen, das englisch-ostjüdische und amerikanisch-ostjüdische Milieu, Abramowitsch, Heine, Nadson, Béranger. Lyrische Empfindsamkeit und unversöhnliche Opposition durchdringen einander. Rosenfeld hat Jehuda Halevi ins Jüdische übersetzt. Er ist durch und durch ein Lyriker, unbeirrt und unbeirrbar, in den „Elul-Melodien", im „Jüdischen Mai", in den „Liedern von der Armengasse", in den „Legenden aus Pennsylvanien". Ein Poet auch als Lehrer der Irregeleiteten, Tröster der Verkürzten, Anwalt der Armen, Helfer der Unterdrückten, in der Satire und im Epigramm. Er zimmert fest und sicher, wirft ein derb satirisches Zerrbild hin und ein anmutiges, stimmungsvolles Idyll. Was er immer ergreift, er belebt es und gibt ihm Fülle. Er hat vieles gesehen und nichts vergessen. Seine ausgeprägte Mundart hat die kräftigste (angloamerikanische) Lokalfarbe, und er ist dennoch weit entfernt davon, ein bloßer Abschreiber der Wirklichkeit zu sein. Er hat seine Anschauungswelt sehr in der Gewalt und eine feine Witterung für dankbare Motive. Kein günstiger Stern waltete über seinem persönlichen Schicksal, wohl aber über seinem Schaffen; hinzu kam Rosenfelds einheitliche, unverkünstelte, urwüchsige Persönlichkeit. In Übersetzungen, zumal in deutscher Sprache, erscheint mancherlei geschminkt und oftmals vom Beigeschmack Heine berührt. Das ist gewiß nicht Morris Rosenfelds Schuld. Dennoch fehlt in der Tat irgendwie seinem leidenschaftlichen Schwung, seiner träumerischen Melancholie, den düster pessimistischen Stimmungen die letzte, einzige Schönheit. Und vollends Morris Rosenfeld mit Bialik auf eine Stufe zu stellen, wäre ein bißchen blasphemisch.

Spektors Begabung überschreitet nicht das mittlere

Maß. Dennoch interessiert der Roman „Kalikes“ („Die Verkrüppelten“) lebhaft, und auch „Der jüdische Mushik“ wirkt packend. Jakob Dinesohn hat in Romanen aus dem Seelenleben des Kindes, im „Herschele“ und im „Jossele“, ohne Zweifel sein bestes getan. Das jüdische Kind samt dem Milieu ist Gegenstand der Darstellung, deren schlichte Kraft und strömendes Empfinden durchaus über den Kitsch und die traditionelle Mache hinausführen.

Aber viel mehr kann S. Rabbinowitsch-Scholem Aleichem, vielleicht der beliebteste jüdische Schriftsteller. Er kann frei und fröhlich lachen, ohne gewandte Schnoddrigkeit, ohne fixe Flachheit, aber auch ohne bitteren Nachgeschmack. Seine Novellen und Dialoge aus Kassrilewke, Masepowke, Juhupetz, die Geschichten der „Kleinen Menschen aus einer kleinen Welt“, gemütliche, temperamentvolle Abdera-Histörchen, um das Genre einmal allgemein literarisch zu kennzeichnen — das „Gymnasium“, die „Aushebung“, die famosen Monologe „Tewjes des Milchhändlers“ —, empfindsame und drollige Kleinmalerei, mikroskopische Genauigkeit, herzhafte Zeichnung ostjüdischer Berufe, all die Kinder- und Tiergeschichten („Esther“, „Pessach im Dorf“, „Drei Keppelech“, „Blättlech Schir ha-Schirim“), buntgemusterte Romane aus der Getto-Bohème, wie „Stempenju“ und „Jossel die Nachtigall“, sind vollwertige Kunst, überschüssige Kraft der Volksseele, inniger, gelenkiger Humor. Ein verwegener, barocker Humor, der das Phantastische streift, ohne je den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren. Eine souveräne Laune; das Gebaren absoluter, kondensierter Stoffbeherrschung. Und im Kern schmerzdurchzuckte, lustgetränkte, selbstherrliche Natur. Vernünftige und dynamische, aber in jedem Fall frische Rasse. Vollblut — wie Mendele. Schnurrig, skurril, an Kinkerlitzchen reich, liebreich schalkhaft, lebendiges Leben. Scholem Aleichem ist ein Unterhalter, dem Witz und Glut auf das intensivste zu Gebote stehen, schöpfe-

risch im Bereich der Schwänke, interessant in der Gestaltung, Variierung, spezifischen Färbung. Vor allem geht er dem langweiligen Genre aus dem Wege, verdorrt nie epigonisch; wiewohl es gelegentlich taube Nüsse und Wiederholungen in seinem Lebenswerk gibt. Er ist ein Meister der einfältigen, volkstümlichen Prosa, der eigenwüchsigen Erzählung, der Eulenspiegelei, des einheimischen Humors. Wer uns Juden diesen abspricht, soll auf Scholem Aleichem aufmerksam gemacht werden. Freilich, auch dieser lebendige Born volkstümlicher Rede, kein Humanist und kein Rhetor, sondern — neben Mendele und Mark Twain — der einfachste und natürlichste Schriftsteller seiner Zeit, widerstrebt eigentlich der Übersetzung, verliert in der Verdeutschung Herzblut, wird dürr, abgeblaßt, Schatten strotzender Volkskräfte.

Wer uns Juden den Sinn für Mystik, die Kraft und Festigkeit und Zartheit mystischer Gestaltung aberkennt, dem ist überhaupt nicht zu helfen. Aber immerhin versuche er's mit Jizchak Leb Perez. Dieser Magier führt zur jüdischen Neuromantik und Moderne und knüpft nebenbei den intimeren Zusammenhang mit den europäischen Literaturen. Als junger Mensch, um die Zeit seiner Liebesgedichte, hat Perez Dichter wie Nadson, Frug und die Konopnicka ins Jüdische übersetzt. Aber er ist viel gestufter als sie alle, denen die lebendig warme Seele nicht abgesprochen werden soll. Er ist überlegsam und emphatisch, hat das philosophische Heimweh, den Trieb, überall zu Hause zu sein, steckt tief in den Dingen und hoch darüber. Auch als Dramatiker — vom „Fremden Brautkleid" gerechnet bis zur „Güldenen Kette". Keineswegs hat er von vornherein das Vertrauen in den melodischen Gang der Welt; sondern er krümmt sich unter dem Schicksal der Proletariermutter Jochebed, zweifelt mit ihr am Wert der Sendung Mosis. Folgerichtig ist er kosmopolitisch und international gesonnen. Dann erlebt er an sich selbst und an anderen neue künstlerische Errungenschaft. Seine Seele

strebt mit sehnendem Flügelschlag nach der heiligen Küste. Verjüngende Flut kommt aus dem Erdgeist und aus dem Luftgeist des Judentums, aus der Vergangenheit und Gegenwart des Chassidismus, aus mittelalterlichen Chroniken. Aber auch die russischen Neuromantiker und Symbolisten — Sologub, Briussow, Alexander Block, Biäly, Andrejew — strahlen in die heimliche Innenwelt des Dichters Perez. Über Balladen und musikalischen Novellen ist nievernommener Akzent und lyrische Bewegtheit. Perez liebt die fernen, geheimnisvollen Lande der Kabbala, innig und zart in der Empfindung, klar an Geist und in der intellektuellen Ausdauer. Ein seltener Dichter und ein hochgebildeter Kritiker. Feinnerviges Instrument und kosmische Ausstrahlung, Macht durch Können und durch Sein. Gesteigert, gespannt, inspiriert, emporbrechend.

Neben Perez verblaßt Schalom Asch: mit dem vielgespielten, sehr überschätzten „Gott der Rache", dem halben, kraftlosen „Sabbatai Zewi" und ruhig-epischen, idyllischen Erzählungen, wie die Novelle „A Städtel". Die leise Besonnenheit des folkloristisch interessierten Forschers und die Trunkenheit des Dichters und Mystikers, Wissen und Andacht vereinigte in sich S. An-ski, der den von Bialik ins Hebräische übersetzten, durch das Jüdische Künstlertheater in Europa bekannten „Dybuk" schrieb. An-ski ist auf seine Art ein Entdecker des Unbewußten, ein suchender Träumer, wiewohl er — anders als Perez — zuweilen nicht das uralte Wunderland, sondern einen antiquierten Operneffekt findet. Ein synthetischer Mensch, der die Gesetze der Bühne, der Wirklichkeit und der Traumsphäre kannte.

Zwischen Vater Goldfaden und den Autoren des Jüdischen Künstlertheaters — An-ski, David Pinski, Hirschbein, Nomberg: gutartigen, bald tolpatschigeren, bald mehr differenzierten, sei es naturalistisch beflissenen oder romantisch hinangezogenen Dramatikern — ist eigentlich nur ein einziger Name literarisch und für die Bühne zumal

bemerkenswert — Jakob Gordin. Bevor Gordin zum Theater ging und mehr als fünfzig Stücke schrieb, war er alles mögliche gewesen: russischer Journalist, Tolstojaner, beinah Judenchrist, jedenfalls Sektenstifter, Kommunist. Er hat das russische Repertoire und die Dramendichter Europas mit heißem Bemühen studiert und schrieb einen biegsamen Dialog. Immerhin erhob er das jüdische Theater über den flachen Alltag. Kein Bearbeiter und Kompilator bloß. Allerdings sind Klitterungen seine Spezialität: Er verpflanzte Hauptideen, Handlung, Hauptpersonen, Einzelheiten, auch Nebenpersonen. Er kopierte im „Unbekannten" Andrejews „Leben eines Menschen". Hinwiederum ist „Gott, Mensch, Teufel" zwar frei nach Goethes „Faust" produziert, aber doch sehr begabt geschrieben. Und der „Elisa ben Abuja" ist sogar ein kernbegabtes Stück.

Dem Jargontheater, das reich ist an Milieustücken und dem es auch an künstlerischen Bühnendichtungen anderer Art nicht fehlt, haftet aber die Fessel des Stofflichen an. Vom Naturalismus kommend suchte man neue Wege. Das reale Leben, die wirkliche Welt wurde mit dem Licht der Mystik durchleuchtet und in das Leben der Ewigkeit, in die Welt der Wahrheit hinaufgehoben. Die Sprache wurde dichterisch kultiviert, die Ausdrucksfähigkeit des Jüdischen gesteigert. Dennoch gibt es da wohl, vorläufig wenigstens, natürliche Grenzen. Sie sind nicht im entferntesten so eng gezogen wie die Grenzen des niederdeutschen oder des flämischen Schauspiels. Aber sie sind doch intensiver an das Weltbild des Diaspora-, des Galut-, des Getto-Juden gebunden als das Hebräische. Im neuen Hebräisch kann man sorglose Lebenswonne, körperliche Unbefangenheit ebenso schön ausdrücken wie zusammengesetztes Wesen, kindlichen Frohsinn wie großartige Trauer, wie Herrentum und Sklaverei des Instinkts. Das Jüdische ist eine mütterliche, in seiner Art wundervolle Sprache. Aber das Hebräische ist zur Freiheit geboren und von edelster Art. Darum kann man sehr viel leichter hebräisch als jüdisch die

stolzen Dramen von Indien, Griechenland, England, Spanien, Frankreich und Deutschland spielen. Die unbewußte Trauer, die lange Untertänigkeit des Jüdischen kettet es an bestimmte Motive. Hebräisch ist eine verantwortungsfreie Emanation des menschlichen, des jüdischen Genies. Verantwortlich nur insofern, als es jüdisch bleiben und nicht kanaanitisch, philisterhaft, phönizisch oder karthagisch werden darf. Aber jüdisch bleiben heißt in diesem Falle, am unendlichen Fortschritt der Kunst, der Kultur, der Menschheit auf eigenem Urgrund arbeiten. Künftigen Zeiten vorausfühlend. — —

Die neuere und allerneueste deutsche Dichtung und Literatur ist von jüdischem Element stärker tingiert als das Schrifttum irgendeiner anderen Nation. Vielleicht hat es in der hellenistischen Epoche eine analoge Erscheinung gegeben, sicher auf den Höhen und in den Niederungen der spanischen Assimilation.

Teodor Herzls Geist reckt sich in freier Erhebung über sich selbst, über die Schwere. Seine innige Phantastik, seine schwärmerische Einbildungskraft, das Unbewußte im Wissen erinnert an Naturen wie der Romantiker der Renaissance, der marannische, messianische Schwärmer Salomon Molcho. Nur, daß Molcho ein Korybant ist, den der Abgrund, die schaurige Lust, die Nebel wallender Geburten und Gestalten lockten. Herzl ist viel disziplinierter, ein Diplomat vom Schlage Beaconsfields, dessen sephardisches Engländertum ja auch die wilde Sehnsucht barg. In Herzl ist das dunkle Getriebensein und das Licht der geistigen Wandlung. Er kommt vom minder politischen als friedlich deskriptiven Teil der Neuen Freien Presse her. Er war kontemplativer Pariser Korrespondent, dann Feuilletontetrarch dieser Zeitung gewesen. Der wüst wachsende Antisemitismus drängte ihn dann zur Tat. Er wurde nicht Begründer, wohl aber Führer der zionistischen Bewegung. Seine viel angestaunten Werke „Der Judenstaat", „Das neue Getto", „Altneuland" unterscheiden sich wesentlich

von früheren, nicht ohne verfeinerten Geschmack und poetische Talente, aber ohne weitausblickenden Auftrieb geschriebenen Werken Herzls. Der Wiener, der kokette Elegant, der kunstvolle Pointenschmied lugt hinter dem Juden und Drachentöter hervor. Auch schwankt seine stolze Sehnsucht, sein Daseinsgefühl eine Zeitlang zwischen Palästina und irgendeinem prächtig bunten Argentinien. Die großbürgerliche Anschauungsweise spukt darin, daß er auf den Wegen über Baron Hirsch, die Rothschilds, den Großherzog von Baden, Abdul Hamid und Wilhelm II. Zion zu erlangen trachtet. Herzl, der Aristokrat des Gefühls und der Form (irgendwie eine Mischung aus Lord Beaconsfield und Arthur Schnitzler; beiläufig Sephardenstämmling), glaubt das gequälte Volk, von oben herab, pomphaft beschenken zu können. Erdhafter, jüdischer, Posaune und Flammenseele wird der Herzl der Meisterjahre. Er sucht den Kontrakt mit dem Urlaut, mit der Magie des Naturgesetzes. Er bereitet auf ein gewaltiges Erlösungswerk vor. Ein erschütterter Mensch, der in leidenschaftlichen Akzenten um Heldengeist und großes Menschentum ringt. Ein literarischer Journalist, süßer Melancholien und intellektueller Ekstasen voll, der ins Prophetische hineinwächst. Herzl weiß viel und ahnt Unendliches. In hohem Maße hat er den maskenhaften Exiljuden in sich überwunden. Dennoch ist er mehr Träumer als Gestalter, mehr Phantast als mystischer Realist, ein inspirierter Progone messianischer Gewalten.

Max Nordau, der Kritiker und Feuilletonist, Lebensphilosoph der „Konventionellen Lügen“ und der „Entartung“, hat sich so manches Mal blamiert, aber er bleibt darum doch, und erst recht als zentrale Erscheinung im Zionismus, wesentlich und ein Erwecker. Das Unterirdische fehlt ihm nicht; aber sein Kern ist Reflexion, Dialektik. Sein Vater hing an der alten Meassef-Aufklärung, und auch Max Nordaus Lichtreich ist zunächst eine erweiterte, ganz und gar europäische Haskala. Der artistische Typus

steht im Zeichen gepflegter Wiener und Pariser Publizistik, der menschliche ist besserwisserisch, unermüdlich tätig, mehr denkend als schaffend veranlagt. Der Mensch im allgemeinen, und der Jude insbesondere, scheint ihm nicht zum Leiden geboren. Die Krankheit der Assimilation birgt in sich keine höheren Kräfte. Die Disharmonie ist uninteressant. Nordaus Herzensergießungen sind keine schwärmerische Verkündigung, keine flammenden Ornamente, keine dunklen Gefühle, keine Nekromantik und Astrologie; sondern eifrige Sorge der Sätze, anmutige Mischung von Tribüne und Salon, freie Rede, viel Arbeit der Gedanken, weltmännische Vielseitigkeit, homiletisch, reumütig. Reuige westeuropäische Haskala.

Im „Weg ins Freie" hält Arthur Schnitzler über sich jüdischen Gerichtstag. Aber auch sonst ist sein Schaffen erfüllt von sublimiertem, filtriertem wienerischen Westjudentum. Ein Liebling, und dennoch erfüllt von künstlerischer Feinheit, verträumt und verwegen, müde und grell, so recht nach dem Herzen der ein wenig Wählerischen, amüsant, aber trotzdem Urpersönliches aus den verschwiegenen Gründen seiner Seele holend. Naiv und ehrlich in der Gefallsucht, und dennoch einer von jenen, die im Dichten ihr ganzes Selbst ausdrücken wollen. Jude und Nur-Künstler, Grübler und Spaziergänger, ohne gewaltsam prophetische Haltung, aber zu Taten mit Begeisterung entschlossen. Ein Gipfel des neuen Hellenismus, helle Pracht, leichte Anmut, Weihe und Grazie der Form, gelassener Verstand, milde Reife. Aber hier sind auch seine Grenzen ... Ebenfalls und mehr noch Brücke von Ost nach West, Orient zugleich und Abendland, mindestens, mildestens dem Überfluß zweier Quellen verpflichtet, ist Jakob Wassermann, der seinen Weg als Deutscher und Jude wandelt: in beiden Fällen Mensch und Maske. Orakelhaft zweideutig, Teschuwa und gläserne Bewußtheit, zwischen Goethe und Dostojewski, Literat und Träumer, Gewissensangst des rapiden, suggestiven Schriftstellers und jüdische

Ahnung heiliger Erlöserkraft, im Neuen herumbohrend und alte Dinge am meisten wert haltend... In Georg Hermann, dem Autor des „Jettchen Gebert“ und der „Nacht des Doktor Herzfeld“, lebt Geist der Berliner jüdischen Biedermeierzeit. Ich kann mir Georg Hermann im Kreise von Leopold Zunz, Ludwig Philippson, Michael Sachs, Samuel Holdheim, Eduard Gans, sogar des alten Akiba Eger denken. Schatten umdrängen ihn und verlangen Leben. — Weder Schnitzler, noch Wassermann oder Hermann sind vom jüdischen Urlebenskreis unnatürlich entfernt.

Otto Brahm, warmfühlende Begeisterung und kritische Vernunft, der induktive Regisseur und unerschrockene Verfechter Ibsens, Hauptmanns und des Naturalismus, schriftstellerischer Durchforscher Kleists, Gottfried Kellers und Karl Stauffers aus Bern, ist einer der markantesten Typen der (noch immer) jüdischen Hamburger, bzw. Berliner Spät-Haskala. Zwischen Journalismus und Chiliasmus schreitet der märkische Jude Moritz Heimann, der „Das Weib des Akiba“ dichtete. Besonnen, aber kein Seher. Nicht unkräftig und auf künstliche Dunkelheit verzichtend. Auf eine mild verstehende, sanfte, wiedergutmachende Art. Daß er nicht mit Simili-Offenbarungen kommt, ist prinzipiell ein Vorzug. Graduell gelangt er aber doch nicht weit über einen vielfältig aufgewendeten Scharfsinn hinaus. Alfred Kerr, der Davidsbündler in philistros, stolz Jude zu sein; einer, dem Heidentum nicht sinnlicher und natürlicher scheint als jüdische Art; — hat sein elegantes und splendid ausgestattetes Seelendomizil zwischen Clemens Brentano, Heine und Jacques Offenbach. Epikureer, gewandt, einer, der Torheiten scharf geißelt, packend satirisch, markig im Wort, seiner Laune genügend, kenntnisreich. Über ernste und komische Erscheinungen spricht er, über Dichter, Schauspieler, über Landschaft und Leute sagt und singt er — Heman ha-Esrachi, dem Helden Alcharisischer Makamen verwandt.

Maximilian Harden, gewissermaßen ein Vetter Börnes und Lassalles, getauft und auch sonst kein begeisterter Jude, war jedenfalls ein unerschrockener Publizist ersten Ranges. Vielseitig, fruchtbar, redegewandt, auf verschiedensten Gebieten zu Hause, fanatischer Eiferer. Vielfach um des Protestes willen Acher, Luzifer und Protestant; dennoch ein wirklicher Unterweiser, ein bedeutender Meister. Mit ihm rivalisiert Karl Kraus, der am meisten schöpferische Pamphletist deutscher Zunge, dem zivilen Judentum, aber auch Heine abgeneigt, nichtsdestoweniger jüdisch im Kern und in der Arabeske. Rückwärtsschauende Halbprophetie und vorwärtsblickende Satire; ein Zetermordioschreier, der dem Joch des bösen Triebes flucht, die Schoßkinder des Glücks, die abscheulich lustige Kumpanei verwirft. Er rast erlösungsbedürftig, und aus seiner Feder träufelt Blut. Er brüllt, und seine Zunge hat einen unversönlichen Klang von Tofet und Gehenna und den erhabenen Wahnsinn der Weisheit. Ein neuer Charon, fährt Karl Kraus Quälgeister und Gequälte über die Ströme des Abyssus. Mit wütenden Ruderschlägen treibt er phantastisch verrenkte Seelen an. Ein richtender und würgender Dämon stürzt die armen Schächer viele Stufen ins Ungeheuerliche hinab. Karl Kraus donnert mit dem Aufgebot aller Kraft wider die Todsünden, die Europa schänden und zerreißen. Ein Abgesonderter, ein extremer Puritaner, ein Pharisäer in Capua. Ethische Wegweiser, moralische Geländer durchwirken seine Schriften. Unablässiges Prinzip des Guten und Bösen dringt in Chaos und Höllenbrodem. Der messerscharfe Verantwortlichkeit fühlende „Nörgler" büßt die Schuld seiner Mitbürger, Mitmenschen in Flammen der Unruhe und Läuterung. Jemand, der weder an die dünkelhaften Fliegengötter glaubt noch an milden Trost und inbrünstige Bekehrung. Er wirft Schlaglichter auf zeitgenössische Monarchen als auf Leute, deren Handlungen keineswegs gebilligt werden durften, und empfiehlt das alte Medikament Dantes: „Liebet die

Wahrheit, ihr Richter der Erde!“ ... Nicht Liebe treibt ihn an, sondern Wissen, und Mitleid minder als Verachtung. Er haßt, unverbrüchlich wie Schopenhauer, die ganze Schweinepriesterschaft. Und am Ende hätte Karl Kraus im Mittelalter Gebete, Selichot, Lehrgedichte, Weltbetrachtungen geschrieben — wie Meïr Rothenburg, Mose Rieti, Awigdor Kara.

Peter Altenberg, paradox und sich preisgebend im Witz und im Zorn, moderner Epigrammatiker, wahr und freimütig, dreist und entzückend, Instinkt und Absicht, elegisch, boshaft, unbürgerlich, ideenreich, — ein Dichter der Poesie und Prosa, Spontaneität, Schwelgerei und Kritik, Geistigkeit und Sinnlichkeit, Kunst und Natur, kindliche und ironische Agilität verschmolz, war Jude. Kein Vogel, der mit schwerer Ladung fliegt. Kein großer Vogel Rock. Daß Altenberg auf einem Kirchhof, nicht auf einem jüdischen Gottesacker bestattet liegt, gleicht auch einem kuriosen Witz und romantischer Ironie. Dem Zyklus vom König David Richard Beer-Hofmanns — der Auftakt heißt „Jaakobs Traum“ liegen überindividuell jüdische und persönliche Gedanken zugrunde. Ansätze zu einem Kunstwerk von hohem Wert sind vorhanden, schöne Versifikation, Harmonie, Fülle, echte Liebe zum Gegenstand. Richard Beer-Hofmann steht an der Grenzscheide der Zeit; die allgemeine Weisheit der Jahrhunderte und die europäische Kultur genügen ihm nicht mehr. Fröstelnd in der Disharmonie, wehmütig-sehnsüchtig, zärtlich vor Bewegtheit, ruft er die Zeiten herbei, da träumende Ahnen mit Lichtengeln und Flammenboten der Ewigkeit konversierten. Aber es läuft dann schließlich doch alles auf edle Sprache und reinen Stil hinaus. Immerhin: — Judaeorum poeta dulcissimus. Ein silberner Lateiner ist auch der Dichter des „Jeremias“ Stefan Zweig. Am besten, was Europa und der Erdball bieten, geschult, Essayist, Lyriker, Novellist, Kenner und Könner. Was für Beer-Hofmann die sanfteren Engländer um Shakespeare bedeuten, wurden für Stefan

Zweig Balzac und Dostojewski. Stefan Zweig hat über die Kunst des Romanziers tief und gründlich nachgedacht, über die Frau, das Kind und auch über das Judentum. Er scheidet und mischt, strebt hierbei nach Wahrheit und nach Stil, zur Natur der Dinge und zur mächtigen, zauberischen Melodie. Und ich finde ihn echter, innerlicher, organischer, wenn er dem Seelenleben der Frau und des Kindes, als wenn er dem Judentum nachsinnt.

Dagegen haßte Otto Weininger das Judentum, wie er es sah. Aus der Verneinung eigenen Blutes, aus grotesker Unkenntnis jüdischer Dinge; denn er verwechselt Assimilierte und Assimilanten mit ungetrübten, unerschütterlichen Juden, kennt keine jüdische Mystik, keinen Talmud, kein Ostjudentum, ahnt nichts vom heiligen Geist, vom Festen, Bestimmten, Unvergleichlichen, Tiefen, Ursprünglichen und Erhabenen, von der Einheit und Vielfältigkeit des Judaismus. Weininger fühlte, wie Ludwig Jacobowskys „Werther der Jude", in sich den ungemilderten Zwiespalt; und noch viel dezidierter als Samuel Lublinski bei der Betrachtung von „Literatur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert" verdrängt Weininger den jüdischen Kern seines Innersten durch die deutsche Kultur. Aber jene Wildheit, jener hitzige, würgende, maßlose Dämonismus wohnt in ihm, der den Pinchas zwang, die ausgelassenen Buhler mit durchdringendem Schwert an das Lager der Sünde zu nageln. Er hat nicht das reuevolle, spiegelglatte Gemüt; er ist ein Besessener, sich selbst gefährlich, ein Dybuk. Kein Künstler und auch weniger ein Denker als ein bizarres Kunstwerk der Natur. — Hugo von Hofmannsthals Judentum ist recht problematisch. Schon der Großvater war getauft. Man spürt dennoch jüdische Züge: als „ganz vergessener Völker Müdigkeiten", als äußerst kultivierte, subtilisierte Dekadenz, lyrische Unerlöstheit, Sonores und Exotisches, bunte, üppige, halbtropische Klänge und Farben. Und erinnert sich der l'art pour l'art-Neigungen vieler Juden in Spa-

nien, in der Provence und in Italien. Wie Alpha und Omega stehen sich die Parnassier Hofmannsthal und Tschernichowski gegenüber. — Jüdisch-rationalistische Tradition, aber gründlich entwurzelt, dazu kluge, wissende Komödien-Latintät, in allen Sätteln gerechte Schwank- und Novellentechnik, scharfer Blick für Sitten und Gebräuche, Distanz, literarische Haltung; dies und noch einiges mehr ergibt das beträchtliche Phänomen Carl Sternheim. Dieser wäre der äußerste Antipode von Jizchak Leb Perez. Dafern es nicht Rudolf Borchardt ist, der in seinem „Buch Joram" den Weg zum antiken Judentum nur über die Lutherbibel zu finden vermag, der mittelhochdeutsch kann und sich annexionistisch, antiorientalisch gebärdet wie nur ein Franke, ein Schwabe, ein Alemanne. Er schöpft so wenig aus der Blutgemeinschaft, daß der Osten diesem intimsten Übersetzer Dantes schlechterdings die furchtbare Hölle ist. Der glänzende Sprachmeister Borchardt ist im treudeutschen, stammestümlich und menschlich deutschen Kolorit, im europäischen Strudel und Genius loci untergegangen. Das Dasein dieses Poeten baut sich vom Umkreis her, nicht aus der Mitte.

Andere kommen — mit ihrem Talent, mit ihrem Weltbild, mit ihrer Manier — dem Urquell näher. So Eduard Bernstein, kein Sozialist der Oberfläche, der eine reinere Beziehung zum Judentum hat als der große Karl Marx. So der tapfere Aktivist, Edelkommunist, Marxgegner und Tolstoijünger, der auserwählte, das eigentliche Wesen stark erfassende Shakespeareadept, der um den werdenden Menschen ringende Gustav Landauer. Kurt Hiller, mit den klaren Gedanken, mit bewiesenen Angelpunkten, mit dem Schibolet, dem roten Faden der Freiheit und Geistesaristokratie, mit dem kühlen Feuer kluger Ungeduld. Die zeitgenössischen Märtyrer, Berufene des Pflichtgefühls, unversöhnliche Feinde des Schlendrians, konsequente Diener edler Endzwecke Rosa Luxemburg, Kurt Eisner, auch Walter Rathenau. Dazu die eingekerkerten Ernst

Toller und Erich Mühsam. Else Lasker-Schüler beruft sich auf die aschkenasisch-sephardische Mischung ihres Blutes. Sie ist in der Tat nicht nur unspezielle Orientalin in ihren skurrilen und übersinnlichen Hoheliedlein. Peter Hille nannte sie d i e jüdische Dichterin. Und wenn es auch ein wenig übertrieben ist: Else Lasker-Schülers Liturgie und Chaotik der Seele, sprunghafte Andeutung, wunderliche Phantastik, Vergeistigung und Versinnlichung, bildhafte Abstraktionen, wirkende, leitende Kräfte, Schalen und Hülsen kabbalistischer Prägung, thaumaturgische Formeln mahnen an die Lyrik von Safet. Ich unterschreibe Bubers autoritative Meinung, daß im ätherfrommen Schaffen Alfred Momberts mancherlei Schaddaistisches und Sinaitisches lebt; dennoch bleibt solches Judentum recht vag, körperlos, schattenlos, und ist in keinem Falle Kosmos. Man kann Franz Werfels Entzweiungen, Optimismus, Ethos, Seelenwanderungen — im Gegensatz zum Franziskanertum Rilkes — als jüdisch, mancherlei mit einiger Anstrengung als Jesaianisch empfinden; aber man muß es nicht. In keinem Fall ist der jüdische Sinn ein Schlüssel zur Aufklärung Werfelscher Rätsel, Allegorien und Geheimwissenschaft.

Anläßlich einer Charakterisierung des Prager Dichters Franz Kaffka zieht Max Brod die verzückten Schilderungen des Salomon Molcho und sogar die himmlischen Visionen eines Auserwählten wie Joseph Karo heran; meint allerdings, daß Kaffka von den ihm aufoktroyierten geistigen Ahnherrn so gut wie nichts weiß. — Alfred Döblin, neuen Zusammenhängen, Glorifikationen, Welten zugewandt, mit großzügiger Phantasie und Einfühlungskraft begabt, Autor des „Wang-lun", des „Wallenstein", und von „Berge, Meere und Giganten", ist Jude, ohne daß ich seine aufgewühlte Wahrheit und wartende Liebe als unverwechselbar jüdisch empfände.

Unter den nihilistischen Mystagogen, Bilderstürmern, unter Eklektikern, Neugotikern, Aktivisten, Futuristen,

Kommentatoren des Zeitgeistes, in den Hallen und Gassen der Großstadtlyrik erklingt das Judentum, versplittertes Westjudentum als intensiver Unterton. So empfinde ich Albert Ehrenstein, der am barbarisch gewordenen Europa und am Ninive der Geselligkeit, an Wien, verzweifelt; so Paul Kornfeld, dessen in Satz und Gegensatz gespaltene Galutseele sich vom lebendigen Messianismus in die begrenzte Weisheit des Gutzkowschen Ben Akiba flüchtet; Paul Adler, der Hauch und Feuer jüdischer Mystik sucht, und andere westliche Nachzügler jüdischen Urelements: S. Friedlaender-Mynona, Alfred Polgar, Ernst Lissauer, Siegfried Jakobsohn, Theodor Lessing, Egon Friedell, Arthur Holitscher, Friedrich Gundolf, Emil Ludwig, Julius Bab, Ernst Weiß, Alfred Wolfenstein, Ernst Blaß, Alfred Lichtenstein, Leo Matthias, Ludwig Strauß, Ludwig Berger, Walter Eidlitz, Iwan Goll... Jeder ein Gehäuse jüdischer Geistesart; Traumkraft Europa wuchtet auf ihnen. Und dieser und jener harrt des großen Kommenden.

Tiefer wurzelt das Judentum, reicher gedeiht es bei den Dichtern Max Brod und Arnold Zweig. Emsig bestrebt, aber etwas scheinjüdisch noch im Drama „Abigail und Nabal", macht Arnold Zweig seinen „Ritualmord in Ungarn" zu einer packenden Szenenfolge, deren Symbolik doch mehr wie kenntnisreiche Kombination wirkt als unmittelbar. Am echtesten tut sich dieser einfühlsame und künstlerische Advokat des Judentums in seinen Glossen zum „Ostjüdischen Antlitz" auf. Und er wird um so echter und andächtiger wirken, je mehr er den Artisten und Kulturliteraten in sich überwindet. Es ist so schwer, zu den Dingen, die keine aufgetakelten Rätsel sind, keine schnurrigen Wunder, zur absoluten Urfarbe vorzudringen... Max Brod sieht und fühlt das Judentum ähnlich, wie Hölderlin und Nietzsche den Hellenismus, Kierkegaard oder Wladimir Solowjow das Christentum gefühlt und gesehen haben. Er steht draußen, aber auch drinnen; hat

sich im Laufe der Jahre zu einem genauen, umfassenden Kenner des jüdischen Wesens und der jüdischen Literatur entwickelt. In „Heidentum, Christentum, Judentum“ bekennt er sich, nicht ohne unjüdische, aber ehrenwerte Mittler, wie Dante, Kierkegaard, zu konsultieren, zu einer vielverheißend mystischen Gedankenwelt.

Einen ganz anderen Weg zu Gott als Max Brod — nicht den des Nachmanides oder Abulafia — ging der Philosoph Hermann Cohen. Alle Begeisterung, deren ein Leben aus Vernunft und Wissenschaft fähig ist, spiegelt sich in seinem Buch „Die Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums“. Cohens Welt knüpft an die rationalistischen Auslegungen des Maimonides und des Levi ben Gerson an, greift von Kants Lehren auf die jüdische Prophetie zurück, Houston Stewart Chamberlain beschämend, durchdringt die fundamentale Vernunftgesetzlichkeit des Abendlandes mit Impulsen der alten Gottesanschauung. Trotz Weltkrieg und Entsetzen, webt Cohen den Schwärmertraum des Jesaias vom Menschheitsfrieden und festigt die religionsphilosophische Utopie mit der Kraft seiner absoluten Logik. In Georg Simmel, den das Judentum nicht fesselte, nicht behielt, lebte sublimiert, subtilisiert eine in ihren Tiefen erschütterte Welt und wunderlich spiritualistische Künstlichkeit. Talmudisches Spintisieren, konsequenter, bohrender Relativismus und das aufrechte, kühle, definierte, präzisierte, detaillierte Wort. Simmel spann seine Gedankennetze im Ungewissen und Schwankenden, bebende Problematik, vielverschlungenes Klügeln; kristallisierte seine pilpulistische Friedlosigkeit zu einer Ästhetik der Wahrheit. Fritz Mauthners einsame Skepsis und geistige Wesenheit widersprach bequemen Harmonien und anerkannte die Notwendigkeit einer Mystik ohne Gott, im Sinne des Buddhismus.

Unter den deutschen Philosophen der Gegenwart gibt es viele Juden. Der jüdischeste ist Martin Buber. Ihm leben die organischen Ideen, die metaphysischen und

mystischen Kräfte des Judentums, überreiche Sagenfülle, Schatzkammern des Segens, Soharistisches und Chassidismus als unerschöpfliche Selbstverständlichkeiten. Dennoch ist der Enkel des gelehrten und begeisterten Lemberger Midraschforschers Salomon Buber weitreichender und rühriger abendländischer Schriftsteller. Er hat das Seelengeheimnis der Kulturen durchaus studiert, ekstatische Konfessionen gesammelt, indische, chinesische, christlich-mittelalterliche Seher erkundet. Und Buber beansprucht für das jüdische Element Apostelttum und Mittlerschaft zwischen Traum und Taumel. Fliegende Regenbogen übergipfeln die reale Welt. Der Prophet und Apokalyptiker Daniel ist für Buber tönendes Sinnbild; Herder, die Gebrüder Schlegel, Novalis sind ihm geistig verwandt. Bubers Weg, ein „heiliger Weg", ist eine ganz besondere Entfaltungsart jüdischer Religiosität und des jüdischen Ethos. Dieser weise Synthetiker und belehrende Enzyklopädist steht in der Tat mit dem Judentum auf du und du. Aus dem Osten bricht Licht an. Und der Westen ahnt das Lichtgewand. Man ringt um Schlichtheit, um letzte Vertiefung.

Der radikale, der grelle Osten hat es allerdings leichter. Jakob Klatzkin übersetzt Spinoza ins Hebräische und wahrt sich und den anderen glücklich Besitzenden das Recht eines pulsierend und trotzig persönlichen Weltbildes. Es ist ihm gleichgültig, ob Einstein und Freud, nach Blut und Seele, dem Judentum zur Ehre gereichen oder eher wohl möglich der Menschheit. Ihm kann nichts geschehen; er ist saturiert und in Fragen der Lebensanschauung tolerant wie Vater Epikur ... Constantin Brunner ringt um eine ungenügsame Synthese aus Deutschtum und Judentum und propagiert sogar einen jüdischen Christus, dem er auf dem Wege von Moses zu Spinoza begegnet zu sein glaubt. Emil Bernhard, ein Meister wohlgesetzter Rede, und Franz Rosenzweig, ein fanatisch Aufgewühlter, virtuoser Reimmechaniker dazu, dichten,

jeder auf seine Weise, Jehuda Halevi nach und sind, wie alle Verkünder jüdischer Geistigkeit in fremden Zungen, geborene Apologeten. Sie glauben an die gärende Riesenkraft, an die Auferstehung der jüdischen Religion. — Ich suche einen Weg der Freiheit zwischen Ost und West.

# LITERATURVERZEICHNIS

Abrahams, Chapters on Jewish Literature.
Bacher, Zwei jüdisch-persische Dichter.
Barrios, Relacion de los poetas y escritores Españoles de la nation Judaica.
Beer, P., Geschichte und Meinungen der jüdischen Sekten.
Bernfeld, Simon, Juden und Judentum im 19. Jahrhundert.
Birnbaum, N., Um die Ewigkeit.
Brod, Heidentum, Judentum, Christentum.
Brunner, C., Der Judenhaß und die Juden.
Buber, M., Daniel.
— Vom Geist des Judentums.
— Der heilige Weg.
Cohn (Bernhard), E., Jehuda Halevi, seine Zeit, sein Leben und sein Schaffen.
— Judentum.
Delitzsch, Franz, Zur Geschichte der jüdischen Poesie.
Dubnow, Pisjma o starom i nowom Jewreistwje.
— Die neueste Geschichte des jüdischen Volkes.
Encyclopédie des sciences religieuses.
Ewald, Literarhistorische Mitteilungen.
Franck, A., La Kabbale.
Die Freistatt.
Fürst, Geschichte des Karäertums.
Geiger, A., Salomon Gabirol und seine Dichtungen.
— Jüdische Dichtungen der italienischen und spanischen Schule.
Germanus, Moses, Der Spinozismus im Judentum.
Graetz, H., Frank und die Frankisten.
Haeschkol, allgemeine Enzyklopädie.
Hameliz.
Harkavy, Skasania Jewreiskich Pissatelej o Chasarskom zarstwje.
Haschiloach.
Hatkufa.
Hazefira.
Herford, Das pharisäische Judentum.

Herzl, Tagebücher.
Hess, M., Jüdische Schriften.
Hessen, Istoria Jewrejew w Rossiji.
Horodetzky, Ha-Chassidut w'ha-Chassidim.
— Mystisch-religiöse Strömungen der Juden in Polen.
Hurwitz, S. J., Meajin ul'ajin?
Jahrbücher für jüdische Geschichte und Literatur.
Jellinek, Auswahl kabbalistischer Mystik.
Jewish Chronicle.
Jewish Encyclopedia.
Jewish Quarterly Review.
Jewreiskaja Starina.
Johannsen, Die kosmogonischen Ansichten der Inder und Hebräer.
Der Jude.
Die Juden in der deutschen Literatur (Krojanker).
Kaempf, Nichtandalusische Poesie andalusischer Dichter.
Karpeles, Geschichte der jüdischen Literatur.
Kaufmann, F. M., Gesammelte Schriften.
Kayserling, Bibliotheca Española — Portugueza — Judaica.
— Sephardim.
Knesset Jisrael.
Kittel, Geschichte des Volkes Israel.
Klatzkin, Baruch Spinoza.
Klausner, Nowo-Jewreiskaja Literatura.
Knorr von Rosenroth, Kabbala denudata.
Koigen, Der moralische Gott.
Kol Mewasser (Zederbaum).
Langer, Die Erotik der Kabbala.
Lazare, L'Antisémitisme.
Le Roi-Beaulieu, Israel chez les nations.
Luzzatto, S. D., Autobiographie.
Maimon, Lebensgeschichte.
Matter, Histoire critique du gnosticisme.
Meisl, J., Geschichte der Juden in Polen und Rußland.
— Haskala.
Montefiore, C., The synoptic Gospels.
Munk, Mélanges de philosophie juive et arabe.
Neumark, Toldot ha-Pilusuphia b'Jisrael.
Niger, Wegen jüdische Schreiber.
Nordau, Zionistische Schriften.
Der Orient.
Perles, F., Jüdische Skizzen.
Pines, Histoire de la littérature judéo-allemande.
Rabbinowitsch, S. P., Diwre jeme Jisrael.
Rasswjät.
Renan und Neubauer, Les rabbins français.
Revue des études juives.
Rimon.

Rosenzweig, Sechzig Hymnen und Gedichte des Jehuda Halevi.
— Der Stern der Erlösung.
Ruppin, Die Juden der Gegenwart.
Sachs, M., Religiöse Poesie der Juden in Spanien.
Schechter, Studies on Judaism.
Schlousz, La Renaissance de la littérature hébraique.
Speranski, Psaltyrj Shidowstwujustschich.
Steinschneider, Arabische Literatur der Juden.
— Hebräische Übersetzungen des Mittelalters.
Steinthal, Über Juden und Judentum.
Tholuck, De ortu Cabbalae.
Wiener, L., The history of Yiddish literature in the 19. Century.
Wiener, M., Die Lyrik der Kabbala.
Winter und Wünsche, Die jüdische Literatur seit Abschluß des Kanons.
Woßchod.
Zangwill, The Master of the Name.
Zunz, Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden.
— Die synagogale Poesie des Mittelalters.
Zweig, A., Das ostjüdische Antlitz.



